



universität
wien

DIPLOMARBEIT

**„ Der Demokratische Frieden und Konflikte
zwischen Nachbarstaaten -
Eine Fallstudie der argentinisch-chilenischen und
der griechisch-türkischen Beziehungen“**

Verfasserin

Saskia Blatakes

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. Phil.)

Wien 2008/2009

Studienkennzahl laut Studienblatt:

Studienrichtung laut Studienblatt:

Betreuer:

A 300

Politikwissenschaft

Prof. Heinz Gärtner

Mein aufrichtiger Dank gilt besonders meinem Diplomarbeitsbetreuer
Herrn Prof. Heinz Gärtner für seine wertvolle Hilfe und Beratung.

Ich danke von ganzem Herzen Niki und Raúl für das Korrekturlesen der Arbeit und
ihnen, sowie meinem Bruder Christian, allen meinen Freunden und der ganzen
Familie Hogyo für ihre Freundschaft und Unterstützung.

Für meine Eltern Bettina und Spyros

Inhaltsverzeichnis

Abkürzungsverzeichnis	6
Vorbemerkung	8
1. Einleitung	8
2. Die Theorie des Demokratischen Friedens	9
2.1. Genese und politische Implikation	9
2.2. Der Demokratische Frieden in der sozialwissenschaftlichen Forschung	12
2.3. Die Thesen des Demokratischen Friedens nach Bruce Russett	13
2.4. Erklärungsansätze des Demokratischen Frieden	15
2.4.1 Der dyadische Erklärungsansatz	15
2.4.2 Der monadische Erklärungsansatz	17
2.5. Kritik an den Erklärungen des Demokratischen Frieden	17
2.6. Demokratisierung und Krieg	19
2.7. Kritik an der Theorie des Demokratischen Friedens	19
2.8. Erste Einschätzung der Theorie	21
3. Methodik: theoriegeleitete, vergleichende Fallstudie	22
3.1. Elemente der Methode: Die Fallstudie	22
3.2. Elemente der Methode: Der Vergleich	23
3.3. Operationalisierung der Theorie	24
3.4. Fallauswahl	26
3.5. Anmerkungen zur Problematik der Außenpolitikevaluation	27
4. Begriffsarbeit – Zur Schwierigkeit der Operationalisierung der Definitionen	28
4.1. Regimotyp	28
4.2. Demokratie	29
4.3. Autokratie	30
4.4. Anokratie	31
4.5. Konflikt/Krise/Krieg	32
5. Vorbemerkung: Kolonialismus und Konflikt	34
6. Die argentinisch-chilenischen Beziehungen	36
6.1. Regimewandel in Argentinien 1966 - 2000	38
<i>Grafik 1: Regimetyphen in Argentinien 1966 – 2000</i>	40
6.2. Argentiniens Chilepolitik 1966 - 2000	42
6.2.1. Die autokratische Phase von 1966 bis 1972	43

6.2.2. Die demokratische Phase von 1973 bis 1975	45
6.2.3 Die autokratische Phase von 1976 bis 1983	45
6.2.4 Die demokratische Phase von 1984 bis 2000	53
6.3. Regimewandel in Chile von 1966 bis 2000	54
<i>Grafik 2: Regimetypen in Chile 1966 - 2000</i>	57
6.4. Chiles Argentinienpolitik von 1966 bis 2000	57
6.4.1 Die anokratische Phase von 1966 bis 1973	57
6.4.2 Die autokratische Phase von 1974 bis 1990	59
6.4.3 Die demokratische Phase von 1991 bis 2000	61
6.5. Diachrone Analyse der kombinierten Regimetyp-Phasen	62
<i>Grafik 3: Regimetypen Argentinien und Chile 1966 - 2000</i>	62
6.5.1 Die anokratische Dyade von 1966 bis 1973	62
6.5.2 Die demokratisch-anokratische Dyade von 1973 bis 1974	63
6.5.3 Die demokratisch-autokratische Dyade von 1974 bis 1976	63
6.5.4 Die autokratische Dyade von 1976 von 1983	63
6.5.5 Die demokratisch-autokratische Dyade von 1983 bis 1990	64
6.5.6 Die demokratische Dyade von 1990 – 2000	65
6.6. Exkurs: Analyse der Eskalation des Beagle-Konfliktes	66
<i>Grafik 4: Konflikteskalation Argentinien/Chile</i>	66
6.7. Ergebnisse der Analyse der chilenisch-argentinischen Beziehungen	67
7. Die griechisch-türkischen Beziehungen von 1949 bis 1983	70
7.1. Griechenland, Türkei, Zypern: Drei Außenpolitiken	71
7.2. Die griechisch-türkischen Beziehungen: Streitpunkte	72
7.3. Griechischer Regimewandel 1949 bis 1983	73
<i>Grafik 5: Regimetypen in Griechenland 1949 – 1983</i>	74
7.4. Die Türkei- und Zypernpolitik Griechenlands von 1949 bis 1983	74
7.4.1 Die anokratische Phase von 1949 bis 1967	74
7.4.2 Die autokratische Phase von 1967 bis 1974	79
7.4.3 Die demokratische Phase von 1974 bis 1983	83
7.5. Regimewandel in der Türkei	86
<i>Grafik 6: Regimetypen in der Türkei 1949 – 1983</i>	90
7.6. Die Griechenland- und Zypernpolitik der Türkei von 1949 bis 1983	90
7.6.1 Die demokratische Phase von 1949 bis 1952	90
7.6.2 Die anokratische Phase von 1953 bis 1960	91

7.6.3 Die demokratische Phase von 1961 bis 1970	92
7.6.4 Die anokratische Phase von 1971 bis 1972	93
7.6.5 Die demokratische Phase von 1973 bis 1979	93
7.6.6 Die anokratische Phase von 1980 bis 1983	96
7.7. Diachrone Analyse der kombinierten Regimetyp-Phasen	97
<i>Grafik 7: Regimetypen Griechenland und Türkei 1949 – 1983</i>	98
7.7.1 Die anokratisch-demokratische Dyade von 1949 bis 1952	98
7.7.2 Die anokratische Dyade von 1952 bis 1960	99
7.7.3 Die anokratisch-demokratische Dyade von 1960 bis 1967	100
7.7.4 Die autokratisch-demokratische Dyade von 1967 bis 1970	101
7.7.5 Die autokratisch-anokratische Dyade von 1970 bis 1972	102
7.7.6 Die autokratisch-demokratische Dyade von 1972 bis 1974	102
7.7.7 Die demokratische Dyade von 1974 bis 1979	103
7.7.8 Die demokratisch-anokratische Dyade von 1980 bis 1983	104
7.8. Exkurs: Analyse der Eskalation des Zypernkonflikts - Autokratischer Putsch, demokratische Intervention und kein demokratischer Frieden	105
<i>Grafik 8: Konflikteskalation Griechenland/Türkei</i>	105
7.9. Ergebnisse der Analyse der griechisch-türkischen Beziehungen	112
8. Vergleich	115
8.1. Vergleich der kombinierten Phasen	115
8.2. Vergleich der Konflikteskalation und –lösungsbemühungen	117
9. Resümee	121
10. Ausblick	125
Literaturverzeichnis	126

Abkürzungsverzeichnis

ACE 16	<i>Acuerdo de Complementación Económica Argentina y Chile, Número 16</i> (Vertrag der wirtschaftlichen Komplementierung zwischen Argentinien und Chile, Nummer 16); 02. August 1991
AKUF	Arbeitsgemeinschaft Kriegsursachenforschung, Universität Hamburg
AMAG	<i>American Mission for Aid to Greece</i>
CONADEP	<i>Comisión Nacional sobre la Desaparición de Personas</i> (Nationale Kommission zum Verschwinden von Personen) 1983 von Raúl Alfonsín ins Leben gerufene Kommission zur Aufklärung der Menschenrechtsverletzungen durch die Junta
DF	Demokratischer Frieden
DINA	<i>Dirección Nacional de Inteligencia</i> (Leitung des nationalen Geheimdienstes); Chilenischer Geheimdienst unter Augusto Pinochet
DP	<i>Demokrat Parti</i> (Demokratische Partei); Konservative Partei der Türkei 1946 – 1961; 1983 neu gegründet als <i>Dogru Yol Partisi</i> (Partei des rechten Weges); 2007 neu gegründet als Demokrat Parti, DP
EOKA, EOKA-B	<i>Ethniki (Epanastatiki) Organosis Kyprion Agoniston</i> (<i>Kypriakou Agonos</i>) (Nationale (Revolutionäre) Organisation Zypriischer Kämpfer (des Kampfes auf Zypern)); nach der Neustrukturierung von 1967 mit dem Zusatz '-B'
ERP	<i>Ejército Revolucionario del Pueblo</i> (Revolutionäre Volksarmee); argentinische Guerillaorganisation
IGH	Internationaler Gerichtshof
MSP	<i>Milli Selamet Partisi (MSP)</i> (Nationale Heilspartei); 1972 – 1980
ND	<i>Nea Demokratia</i> (Neue Demokratie); Konservative Partei Griechenlands
OEA	<i>Organización de los Estados Americanos</i> (Organisation Amerikanischer Staaten)

PASOK	<i>Panellínio Sosialistikó Kínima</i> (Gesamtgriechische sozialistische Bewegung); Sozialdemokratische Partei Griechenlands
PNL	<i>Picton, Nueva, Lennox</i> (Abkürzung für die drei Inseln im Beaglekanal)
SIDE	<i>Secretaría de Inteligencia de Estado</i> (Sekretariat des staatlichen Nachrichtendienstes); Argentinischer Geheimdienst, der unter dem Videla-Regime zur Geheimpolizei umstrukturiert wurde
TIAR	<i>Tratado Interamericano de Asistencia Recíproca</i> (Interamerikanischer Vertrag über gegenseitigen Beistand/ Vertrag von Río); 02. September 1947
TMT	<i>Türk Mukavemet Teskilati</i> (wörtlich: Türkische Widerstandsorganisation); Zyperntürkische Widerstandorganisation; häufig mit dem Zusatz Kibris/Zypern
UNFICYP	<i>United Nations Peacekeeping Force in Cyprus</i> (Friedenstruppe der UNO auf Zypern); seit 1964

Vorbemerkung

Alle englischen, französischen, griechischen und spanischen Quellen wurden - wenn nicht anders angegeben - von der Verfasserin der vorliegenden Arbeit übersetzt.

1. Einleitung

Was führt zu Krieg? Was fördert Frieden? Dies sind zwei fundamentale Fragen der Disziplin der Internationalen Beziehungen.

Eine viel und kontrovers diskutierte Antwort liefert die Theorie des Demokratischen Friedens.¹ Sie besagt, dass Demokratien keine Kriege gegeneinander führen und sich untereinander friedlicher verhalten als andere Regierungsformen.

Die Idee des Demokratischen Friedens hat eine lange philosophische Tradition und geht auf die Schriften Kants und Hegels zurück. In der Politikwissenschaft wird der Zusammenhang von Demokratie und Frieden seit den Sechziger Jahren erforscht.

In der jüngsten Zeit wurden vor allem die politischen Implikationen der ursprünglich liberalen Theorie deutlich: Sie wurde von den neokonservativen außenpolitischen „Falken“ der Bush-Administration instrumentalisiert, um militärische Interventionen in Afghanistan und Irak, sowie die Außenpolitik gegenüber Iran und Pakistan zu legitimieren.² KritikerInnen warnten vor einem – mit der Theorie des Demokratischen Friedens gerechtfertigten – „Kreuzzug der Demokratisierung“ (Elman 1997: 3).

Doch der politische Missbrauch der Theorie schmälert nicht ihre wissenschaftliche Bedeutung und die Notwendigkeit, sich mit ihr zu befassen. Die vorliegende Arbeit untersucht die Theorie des Demokratischen Friedens anhand der Beziehungen zwischen Argentinien und Chile, sowie zwischen Griechenland und der Türkei.

¹ Der Demokratische Frieden (engl. *Democratic Peace*) wird meist mit großen Anfangsbuchstaben geschrieben, um auszudrücken, dass es sich um eine erwiesene Theorie und somit einen feststehenden Ausdruck handelt. KritikerInnen und GegnerInnen schreiben dagegen meist von einem „demokratischen Frieden“, der „Annahme des demokratischen Friedens“ (engl. „the proposition of the democratic peace“) oder einer „Hypothese des demokratischen Friedens“ (vgl. z.B. Layne 1994). In dieser Arbeit wird die erste Schreibweise verwendet, da Demokratischer Frieden als definiertes Konzept behandelt wird.

² So berief sich George W. Bush in seiner Rede zur Lage der Nation im Jahre 2005 auf die Theorie des Demokratischen Friedens, als er erklärte: „weil Demokratien ihr eigenes Volk und das ihrer Nachbarn respektieren, wird der Vormarsch der Freiheit zu Frieden führen“ (im Original; „because democracies respect their own people and their neighbors, the advance of freedom will lead to peace.“)

(<http://www.cnn.com/2005/ALLPOLITICS/02/02/sotu.transcript.5/index.html>)

Zeitlich umfasst die Studie jeweils circa vierzig Jahre, in denen die Länder von verschiedenen Regimetyten regiert wurden, wodurch sich wiederum verschiedene Kombinationsmöglichkeiten ergeben.

Ein Großteil der DF-Studien fokussiert entweder den diachronen Verlauf der Außenpolitik eines einzelnen Staates oder zwischenstaatlicher Beziehungen. Andere Studien beschäftigen sich mit konkreten Ereignissen (z.B. Kriege).

Diese Arbeit beinhaltet dagegen die Kombination einer Längsschnittstudie des Verlaufs der Beziehungen, mit einer Querschnittsstudie der Konflikteskalation. Dies eröffnet mehr Möglichkeiten zur Überprüfung der Hypothesen des Demokratischen Friedens.

Der DF-Forschung wird häufig vorgeworfen, sich besonders mit demokratischen Länderpaaren und hier insbesondere den Außenbeziehungen der USA und Westeuropas zu befassen. Diese Studie wählt vier Länder, davon drei – geographisch gesehen – außereuropäische.

Alle durchliefen in der gegebenen Zeitspanne Phasen unterschiedlicher Regimetyten. Dies ermöglicht eine diachrone Beobachtung etwaiger Zusammenhänge von Regimetyt und Außenpolitik, von Demokratie und Frieden.

Ziel der Arbeit ist eine Überprüfung der Thesen des Demokratischen Friedens nach Russett und ihrer Erweiterung durch Mansfield und Snyder (Russett 1993, Mansfield/Snyder 1995, 2005). Die Analyse der Tendenzen der Außenpolitik im Bezug auf jeweils herrschenden Regimetyt und die Analyse der Eskalation können nur eine Annäherung darstellen. Es handelt sich um einen Versuch, mehr über die Gründe zu erfahren, die Staaten veranlasst kriegerisch oder friedlich zu handeln.

2. Die Theorie des Demokratischen Friedens

2.1. Genese und politische Implikation

Demokratien führen keine Kriege gegen andere Demokratien - so lautet die Essenz der Theorie des Demokratischen Friedens.

Dementsprechend wird die Theorie auch häufig als Interdemokratischer Frieden bezeichnet (vgl. z.B. George/Bennett 2005: 37 ff.; Kapitel 10 der vorliegenden Arbeit).

Die Idee der Demokratie als friedlichste aller Regierungsformen ist so alt wie die Demokratie selbst. Im fünften Jahrhundert v. Chr. zitierte Geschichtsschreiber

Herodot im dritten Buch seiner *Historien* den Aristokraten Otaues, der die Willkür von Alleinherrschern als Argument für eine demokratische Verfassung anführt:

„Wie kann die Alleinherrschaft eine wohlgeordnete Einrichtung sein, wenn es darin dem König erlaubt ist, ohne Verantwortlichkeit zu tun, was er will?

Er rührt an den altüberlieferten Ordnungen, er vergewaltigt Frauen und tötet ohne Richterspruch“ (Herodot 2004: 222).

Diese Ausführungen beziehen sich lediglich auf den inneren Frieden des demokratisch regierten Staates. Immanuel Kant ist jener Theoretiker der mit seiner Schrift *Vom Ewigen Frieden* meist als Urheber der Idee des Demokratischen Friedens zwischen Staaten genannt wird. Nach Kant hat die republikanische (im Vergleich zur monarchischen) Verfassung den „ewigen Frieden“ in Aussicht:

„Wenn (wie es in dieser Verfassung nicht anders sein kann) die Beistimmung der Staatsbürger dazu erfordert wird, um zu beschließen, ob Krieg sein solle, oder nicht, so ist nichts natürlicher, als daß, da sie alle Drangsale des Krieges über sich selbst beschließen müßten (als da sind: selbst zu fechten, die Kosten des Krieges aus ihrer eigenen Habe herzugeben; die Verwüstung, die er hinter sich läßt, kümmerlich zu verbessern; zum Übermaße des Übels endlich noch eine [...] zu tilgende Schuldenlast selbst zu übernehmen), sie sich sehr bedenken werden, ein so schlimmes Spiel anzufangen“ (Kant 1984: 12/13, Kürzung durch die Verf.).

Ein Autokrat sei gleichgültiger, da er im Falle eines Krieges selbst nichts einbüße.³ Es ist das Volk selbst, welches durch die eigene Verwundbarkeit die Friedfertigkeit des Regimes bedingt. Wie KritikerInnen der Theorie des Demokratischen Friedens zu Recht anmerken, gibt es jedoch zahlreiche Beispiele, in denen Völker kriegerische Politik unterstützt haben (vgl. z.B. Ray 1995: 2). Ob diese Unterstützung wiederum Ergebnis nationalistischer, populistischer und aufhetzerischer Politik war, muss in jedem einzelnen Fall untersucht werden.

Als weiterer Vordenker des Demokratischen Frieden wird häufig Georg Wilhelm Friedrich Hegel genannt, der an die imminente Universalisierung liberaler und demokratischer Werte glaubte (vgl. Ray 1995: 4). In den 90er Jahren griff der damals

³ Kant zitiert in diesem Zusammenhang einen bulgarischen Fürsten, der - zum Zweikampf herausgefordert - folgendes erwiderte: „Ein Schmied, der Zangen hat, wird das glühende Eisen aus den Kohlen nicht mit seinen Händen herauslangen (Kant 1984: 17; Fußnote).

neokonservative Theoretiker Francis Fukuyama diese Vorstellung von der Demokratie als „Ende der Geschichte“ wieder auf (Fukuyama 1992).

Der Demokratische Frieden ist zunächst eine politikwissenschaftliche Theorie. Doch sie ist längst nicht mehr nur von akademischem Interesse und wurde vor allem nach dem Ende des Kalten Krieges zum „Leitstern der amerikanischen Außenpolitik“ (Layne 1994: 45).

Der US-amerikanische Präsidenten Woodrow Wilson (1856-1924) wandte als erster Politiker die Idee einer neuen friedlichen Weltordnung durch Demokratie an. Als Vertreter der idealistischen Schule glaubte er an die „friedensfördernden Effekte der Demokratisierung“ und die „Interessenharmonie“ einer zukünftig nur noch aus Demokratien bestehenden Welt (Holsti 1991: 189). Direkte politische Konsequenz war die Gründung des Völkerbundes im Jahre 1920. Der Wilsonismus ist bis heute eine wiederkehrende Konstante der US-amerikanischen Außenpolitik. Er beinhaltet die Hoffnung auf die friedensfördernde Wirkung der Verbreitung der Demokratie (Gärtner 2005: 158 ff.).

Während WilsonianerInnen traditionell MultilateralistInnen sind, wurde der Gedanke der Verbreitung der Demokratie auch von RealistInnen und Neokonservativen aufgegriffen.

Besonders unter George W. Bush und den Neokonservativen wurden auch militärische Mittel zur Verbreitung der Demokratie zum Nutzen der USA eingeschlossen. Charles Krauthammer, ein Vordenker der *Neocons*, verband die idealistische These des Demokratischen Friedens mit dem Realismus und nannte dies „demokratischen Realismus“ (Krauthammer 2004, zit. nach Gärtner 2005: 32). Die Demokratie sollte nun mit allen Mitteln verteidigt werden, jedoch nur im Falle strategischer Interessen der USA (vgl. Gärtner 2005: 32).

Diese Entwicklung war nicht im Sinne der meisten DF-TheoretikerInnen: Bezug nehmend auf den Irak-Krieg und einen möglichen „Demokratisierungs-Kreuzzug“ der USA (Elman 1997: 3) verglich Bruce Russett die TheoretikerInnen des Demokratischen Friedens mit Atomphysikern angesichts der Atombombe von 1945 und stellte fest: „Auch unser Werk wurde pervertiert“ (Russett 2005: 396).⁴

Trotz dieser politischen „Pervertierung“ der Theorie wird sie in den Sozialwissenschaften weiter erforscht. In der modernen Lehre der Internationalen

⁴ Im Original: „*Our creation too has been perverted*“ (ebd.).

Beziehungen kommt die These, dass Demokratien keine Kriege gegeneinander führen, einem allgemein anerkannten empirischen Gesetz nahe (vgl. z.B. Levy 1989: 88). Sie ist nach Meinung Russetts „eine der aussagekräftigsten Verallgemeinerungen über Internationale Beziehungen, die weder trivial noch tautologisch ist“ (Russett 1990: 123).

2.2. Der Demokratische Frieden in der sozialwissenschaftlichen Forschung

Die Theorie des Demokratischen Friedens ist im Zusammenhang mit den beiden Schulen der Internationalen Beziehungen, Liberalismus und Realismus, zu sehen. Während der Realismus von einer feindlichen, anarchischen Staatenwelt ausgeht und diese als bestimmenden Faktor für außenpolitisches Verhalten von Staaten hält, geht der Liberalismus von einer Welt aus, in der Frieden prinzipiell möglich ist. Als friedensfördernd gelten innenpolitische und kulturelle Faktoren. Der Demokratische Frieden ist eine liberale Theorie, wurde aber wie bereits beschrieben auch von RealistInnen adaptiert.

Als erste sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Zusammenhang von Demokratie und Frieden gilt der sehr kurze und damals wenig beachtete Artikel „*Elective Governments: A force for Peace*“ des US-amerikanischen Soziologen Dean Babst. Er stellte fest, dass im Zeitraum zwischen 1789 und 1941 keine Kriege zwischen Demokratien stattgefunden hatten (Babst 1964).

Etwa zehn Jahre später wurde der Artikel von den Politikwissenschaftlern David Singer und Melvin Small wieder aufgegriffen, die den interdemokratischen Frieden auf die räumliche Nähe zwischen konsolidierten Demokratien zurückführten (Small/Singer 1976).

Die folgende sozial-, bzw. politikwissenschaftliche Erforschung des Zusammenhangs zwischen Demokratie und Frieden ging Hand in Hand mit dem szientistischen Trend in der Forschung. Die DF-Forschung verwendete bis in die achtziger Jahre vorwiegend statistische Methoden. Untersucht wurde der Zusammenhang zwischen Regimetyp und Krieg. Das Ziel war eine breite Fundierung durch eine möglichst große Zahl an Fällen (alle Staaten der Welt). Das Ergebnis war der „nicht einhellige Konsens, dass Demokratien selten (wenn überhaupt) gegeneinander Krieg geführt haben, dass sie aber im Allgemeinen genauso häufig wie andere Regimetypen an Kriegen beteiligt waren“ (George/Bennett 2005: 39).

Die Zeit war gekommen für die Frage nach dem „Warum“. Kalevi Holsti schrieb: „Generalisierungen über den demokratischen Frieden sind schön und gut – wir haben viele – aber jetzt ist es an der Zeit, durch vergleichende Fallstudien Kausalverbindungen zu erforschen – falls diese existieren“ (zit. nach Elman 1997: 44).⁵

Fallstudien sind bis heute das wichtigste Instrument der DF-Forschung. Viele ForscherInnen akzeptierten das Axiom des Demokratischen Friedens, stellten aber fest, dass es verschiedene Begründungen für diesen Frieden geben könnte und nicht nur die Demokratie selbst, bzw. deren angenommene inhärente Friedlichkeit. Einen Konsens über die Frage nach den Quellen des angenommenen Demokratischen Friedens gibt es bis heute nicht.

2.3. Die Thesen des Demokratischen Friedens nach Bruce Russett

Die vorliegende Arbeit bezieht sich vor allem auf das mittlerweile zum Standardwerk avancierte Buch „*Grasping the Democratic Peace*“ von Bruce Russett. Seine zentralen Thesen lauten:

I. Demokratien verhalten sich untereinander friedlicher.⁶

Russett ist der Meinung, dass Demokratien untereinander diplomatischere und kooperativere Beziehungen pflegen und auch nicht mit Gewaltanwendung drohen (vgl. Russett 1993: 42). In Beziehungen mit anderen Regierungen seien Demokratien jedoch nicht friedlicher (vgl. Russett 1993: 11).

II. Der Einsatz von Gewalt zwischen Demokratien ist unwahrscheinlicher als gegenüber Autokratien oder von Autokratien untereinander.

Es gebe kein Beispiel für einen Krieg zwischen zwei modernen Demokratien (ebd.).

⁵ Persönliche Korrespondenz zwischen Holsti und Elman vom 07. Februar 1996

⁶ Es gibt unter den BefürworterInnen der DF-Theorie jene, die Demokratien eine generelle Friedfertigkeit allen anderen Staaten gegenüber attestieren (die dyadische Theorem), als auch jene, die – wie Russett – der Meinung sind, der Effekt des Demokratischen Friedens sei nur bei der Interaktion von Demokratien möglich (das monadische Theorem). Der zweite ist der vorsichtiger Standpunkt und hat sich eher durchgesetzt (vgl. z.B. Ray 1995: 3, siehe Kapitel 2.4.1 und 2.4.2 der vorliegenden Arbeit).

III. Die Begründung für den interdemokratischen Frieden ergibt sich aus der Demokratie selbst.

Russett spricht sinngemäß von einem inhärenten Frieden der Demokratie (vgl. Russett 1993: 30). Dieser sei das Ergebnis einiger Merkmale der Demokratie an sich und nicht ökonomischer oder geopolitischer Faktoren, die häufig mit Demokratien assoziiert werden (vgl. Russett 1993: 11).

Russett ist der Meinung, die Demokratie selbst, bzw. einiger ihrer Charakteristika, sei die Quelle der friedlichen Beziehungen zwischen Demokratien. Die Demokratie verfüge über eine politische Kultur, die friedliche Streitbeilegung vorsehe. Außerdem existieren Normen, welche Krieg gegen andere Demokratien ablehnen⁷. Bei der demokratischen Außenpolitik werden diese Normen nach Russett externalisiert. Interagieren nun demokratische Staaten, so können beide ihre demokratischen Normen anwenden.

Bei Kontakt mit einer Autokratie werde die Demokratie sich an deren „raueren“ Normen anpassen (Russett 1993: ebd.).⁸

Ein zweiter Grund seien die „strukturellen und konstitutionellen Zwänge“⁹ in Demokratien. Gemeint ist hier die Abhängigkeit der PolitikerInnen von der Zustimmung und der Unterstützung der BürgerInnen, welche sie zu diplomatischeren Handlungsweisen zwingt. Regierende demokratischer Systeme wissen gegenseitig von dieser Abhängigkeit und brauchen demnach keinen Überraschungsangriff zu fürchten. Bei Krisen zwischen Demokratien und Autokratien werde dagegen die Angst vor solchen Überraschungsschlägen und die generelle Unberechenbarkeit der autokratischen Politik die „Kriegsmaschine antreiben“ (Russett 1993: 40 ff.).

⁷ Da sich das Volk als autonomes, „sich selbst regierendes“ Volk sieht, wird es das Selbstbestimmungsrecht anderer demokratischer Völker achten (vgl. Russett 1993: 30).

⁸ Den Beweis liefert nach Russett die Spieltheorie: Spiele ein kooperativer gegen einen nichtkooperativen Akteur, so werde die Nichtkooperation überwiegen (vgl. Russett 1993: ebd.).

⁹ In der englischsprachigen Literatur zum Demokratischen Frieden ist die Rede von „(institutional/ structural/ normative) constraints“, hier mit ‚Zwängen‘ übersetzt.

2.4. Erklärungsansätze des Demokratischen Frieden

Es gibt unter den BefürworterInnen der Theorie sowohl jene, die Demokratien eine generelle Friedfertigkeit allen anderen Staaten gegenüber attestieren (das monadische Theorem), als auch jene, die – wie Russett – der Meinung sind, der positive Effekt des Demokratischen Friedens ergebe sich nur bei der Interaktion zwischen Demokratien (das dyadische Theorem).

Der zweite, vorsichtigere Standpunkt und hat sich heute eher durchgesetzt (vgl. z.B. Ray 1995: 3; Elman 1997: 10).

Beide Erklärungsansätze beinhalten strukturell-institutionalistische und normativ-kulturelle Gewichtungen (vgl Rauch 2005: 31).

Laut strukturell-institutionalistischem Ansatz ergibt sich der Demokratische Frieden aus demokratischen Zwängen. Der normativ-kulturelle Ansatz, den auch Russett vertritt, geht von der Externalisierung demokratischer und damit friedlicher Konfliktlösungsstrategien und Normen aus.

2.4.1 Der dyadische Erklärungsansatz

Diese gebräuchlichste und von einer Mehrheit der ForscherInnen unterstützte Version des Demokratischen Friedens geht davon aus, dass der Demokratische Frieden nur zwischen demokratischen Ländern wirke. Die These lautet: „[Demokratien] führen keine Kriege gegeneinander, aber sie verfügen über die gleiche Konfliktneigung wie Nicht-Demokratien“ (Elman 1997: 10).

Dies hieße auch, Demokratien seien genauso kriegertisch wie andere Regierungssysteme und können sogar geneigt sein, Nicht-Demokratien gerade wegen konkurrierender Ideologien zu bekämpfen, bzw. sogar besonders gewaltbereit sein, wenn sie mit einem nicht-demokratischen Gegenüber zu tun haben (vgl. ebd.: 11, 17). Brock stellt hier eine „spezifische Gewaltbereitschaft von Demokratien gegenüber Nicht-Demokratien in der Form von Erzwingungskriegen“ fest (Brock 2006: 223).

Interdemokratische Beziehungen seien jedoch friedlicher als jene gemischter oder nicht-demokratischer Dyaden. Hypothesen lauten, dass Demokratien eher als andere Regierungsformen, untereinander Allianzen bilden und Handel treiben, dauerhafte intergouvernementale Organisationen bilden, eher Konfliktvermittlung akzeptieren,

internationales Recht achten und militärische Konflikte vermeiden, Kriege aber gewinnen, wenn sie sich zur Teilnahme entscheiden (vgl. George/Bennet 2005: 38).

Die einzelnen Hypothesen werden in der DF-Literatur sehr unterschiedlich bewertet. Einigkeit herrscht dagegen über die zentrale Annahme des dyadischen Ansatzes, die besagt, dass Demokratien keine Kriege gegeneinander führen.

Wie wird nun dieser *inter-demokratische Frieden* erklärt?

Das normativ-kulturelle Argument lautet, dass gemeinsame demokratische (und liberale) Werte Frieden schaffen. Demokratische Problemlösungsstrategien und die demokratische politische Kultur werden auf die zwischenstaatlichen Konflikte angewendet. Dies findet auf zwei Ebenen statt: Zum einen können sich demokratische Staatsoberhäupter darauf verlassen, dass sich demokratische KollegInnen auch an die demokratischen Normen der Konfliktlösung halten werden. Auch auf der Ebene des Staatsvolkes funktioniert dies: Ein souveränes Volk mit selbst gewählten VertreterInnen wird ein anderes souveränes Volk viel eher respektieren und einen Krieg ablehnen. Ein Krieg, der von Politik und Massenmedien als gegen einen einzelnen illegitimen Despoten gerichtet dargestellt wird, werde dagegen von einem demokratischen Volk eher unterstützt. Dass sich die Krieksaktionen dennoch zumeist nicht gegen den Despoten, sondern gegen ZivilistInnen und SoldatInnen richtet wird dabei ausgeblendet.

Die AnhängerInnen des strukturell-institutionalistischen Ansatzes halten dagegen, dass es vielmehr die inneren strukturellen Zwänge seien, welche internationale AkteurInnen davon abhalten, Krieg als außenpolitische Option zu wählen (vgl. Russett 1993: 33, 38 ff., 81).

Erstens sind PolitikerInnen an klare institutionelle Entscheidungsprozesse gebunden. Sie sind in ihren Handlungen den Zwängen der Gewaltenteilung unterworfen. Deshalb sei es ihnen unmöglich, schnell zu handeln. Dieses vorsichtige außenpolitische Verhalten reduziere die Wahrscheinlichkeit, dass ein Konflikt zu einem Krieg eskaliert.

Zweitens sind sie von der öffentlichen Meinung abhängig. Sie riskieren mit außenpolitischen Aktionen eine mögliche Wiederwahl und müssen sich deshalb der Unterstützung der Mehrheit der Wählerschaft sicher sein.

Es ist wichtig, darauf hinzuweisen, dass sich normative und strukturelle Ansätze nicht ausschließen, sondern vielmehr ergänzen. Der strukturelle Ansatz hat aber eine

klare Schwachstelle: Er ignoriert, dass demokratische Bevölkerungen bereit sein können, gegen nicht-demokratische Staaten in den Krieg zu ziehen.

2.4.2 Der monadische Erklärungsansatz

BefürworterInnen der monadischen Erklärung des Demokratischen Friedens gehen über die Behauptung des interdemokratischen Friedens hinaus. Sie sind der Meinung, dass Demokratien ungeachtet der Regierungsform des gegnerischen Staates weniger gewaltbereit sind.

Belegt durch entsprechende empirische Studien stellen sie folgende Formel auf: Je demokratischer ein Staat ist, desto weniger gewalttätig wird sein Verhalten anderen Staaten gegenüber sein.

Die strukturell-institutionalistische Variante des dyadischen Ansatzes gilt auch hier: Wegen der Eingebundenheit der demokratischen AkteurInnen wird Krieg unwahrscheinlicher/unmöglicher. Vor allem das Argument der Kriegsabneigung des Volkes kommt hier zum Tragen. Besonders Kriege, die potentiell besonders blutig verlaufen und hohe Kosten verursachen, würden von der Bevölkerung abgelehnt werden (vgl. Elman 1997:15).

Es gibt aber auch jene TheoretikerInnen, die auch hier den Grund in den innenpolitischen Strukturen der Demokratie feststellen. Durch die vielen Hürden und die damit verbundene Schwerfälligkeit und Langsamkeit des demokratischen Prozesses werde Krieg - gegen alle Arten von Systemen - unwahrscheinlicher, argumentieren sie.

Kurz gesagt behauptet diese theoretische Schule erstens, dass Krieg kein legitimes Instrument der demokratischen Außenpolitik darstelle. Er sei höchstens die *Ultima ratio*. Zweitens spiele dabei der Regimetyp des gegnerischen Staates keine entscheidende Rolle (vgl. Elman 1997: 17).

Der monadische unterscheidet sich damit fundamental vom dyadischen Ansatz.

2.5. Kritik an den Erklärungen des Demokratischen Frieden

Viele KritikerInnen erkennen den empirischen Befund der Abwesenheit von (inter-) demokratischem Krieg an, bemängeln aber die fehlende Kausalverbindung zwischen Demokratie und Frieden.

Sie halten nicht die Demokratie mit ihren Normen und/oder Strukturen für den Grund des Friedens, sondern führen alternative Erklärungsansätze an. Diese sollen hier nur sehr kurz angerissen werden.

Russett selbst nennt (und widerlegt) folgende Alternativerklärungen: Die transnationalen und internationalen Institutionen, denen Demokratien angehören, die räumliche Distanz, die bis vor kurzem zwischen den wenigen etablierten Demokratien lag, Allianzen zwischen Demokratien, der Reichtum der modernen Demokratien und die politische Stabilität, die mit einer demokratischen Verfassung einhergehe (vgl. Russett 1993: 25ff.).

Eine erste Gruppe von KritikerInnen behauptet, der Demokratische Frieden sei vielmehr durch die Theorien der realistischen Schule erklärbar. Sie halten zum Beispiel unterschiedliche militärische Stärken für den Grund, dass in der Vergangenheit Kriege zwischen Demokratien vermieden wurden (vgl. z.B. Layne 1994). Damit wird „realpolitischer Opportunismus“ zur wichtigsten konkurrierenden Erklärung (Mansfield/Snyder 2005: 226).

Ein verwandter neorealistischer Kritikpunkt lautet, dass die internationale Umgebung die Demokratisierung oder Autokratisierung eines Staates bedingt. Ein Staat könne also erst in einer friedlichen Umgebung demokratisch werden. Die Variablen Demokratie und Frieden werden schlicht vertauscht.¹⁰ Daraus ergibt sich, dass „demokratische Staaten keine Kriege gegeneinander führen, weil sie dazu neigen, nicht-demokratisch zu werden bevor sie gegeneinander kämpfen“ (Elman 1997: 26).

Eine weitere – besonders in den letzten Jahren populär gewordene – Kritik lautet, der Demokratische Frieden sei nur auf westliche Demokratien anzuwenden sei, da die gemeinsame Kultur entscheidend für friedliche Beziehungen sei und nicht etwa der gleiche Regimetyp (vgl. Huntington 1997).

Ein weiterer realistischer Einwand lautet, dass der Demokratische Frieden nur für (demokratische) Großmächte zutrifft, da diese weit weniger unter äußerem Druck stehen und weniger Sicherheitsbedrohungen ausgesetzt sind (vgl. Elman 1997: 489).

Staatstheoretiker Klaus Schlichte weist auf die Rolle des Staates als „Distributions- und Redistributionsinstanz“ und die damit verbundene pazifizierende Wirkung hin (Schlichte 1995: 180). Er kritisiert, dass dies in der DF-Forschung bislang nicht

¹⁰ *Demokratie → Frieden* versus *Frieden → Demokratie*

thematisiert wurde und interpretiert den Demokratischen Frieden als „Frieden der Wohlfahrtsstaaten (ebd. Fußnote 127).

2.6. Demokratisierung und Krieg

Kritik und Erweiterung erfuhr die Theorie des Demokratischen Friedens durch die Thesen der Politologen Edward Mansfield und Jack Snyder. Sie unterstützten die These der Abwesenheit des „interdemokratischen Krieges“, halten aber die Stadien zu Beginn der Demokratisierung für besonders kriegsgefährlich. Grund sei die Schwäche der noch nicht etablierten politischen Institutionen (vgl. Mansfield/Snyder 1995: 2). Die autokratischen Eliten fürchten Machtverlust und setzen deshalb nicht selten auf Nationalismus und Bellizismus. Die weiche Landung der Eliten in einem neuen demokratischen Staat sei deshalb besonders entscheidend für eine friedliche demokratische Konsolidierung (vgl. ebd.: 9, 265, vgl. hierzu auch Schlichte 2005: 133).

Ihrer Meinung nach sind sogar Autokratien im Durchschnitt friedlicher als sich demokratisierende Staaten, da autokratische Machthaber oft über Mechanismen zur Unterdrückung von Nationalismen verfügen. Diese sind Teil der autokratischen Politik der Repression und Klientelismus (vgl. Mansfield/Snyder 1995: 46). Damit widersprechen sie dem Mainstream der DF-Forschung, der davon ausgeht, dass „Demokratie das Potential hat, internationale Konfliktsituationen zu verbessern, während die Abwesenheit von Demokratie einen wichtiger Kriegsgrund darstellt“ (Elman 1997: 20).

2.7. Kritik an der Theorie des Demokratischen Friedens

Viele ForscherInnen halten den Demokratischen Frieden für nicht existent und dekonstruieren ihn durch die Falsifikation der Empirie und/oder der Erklärungen der empirischen Befunde. Es handelt sich hier zum Großteil um methodologische Kritik.

Ein Gegenargument lautet, dass die verwendeten Daten schlicht unzureichend sind, da konsolidierte Demokratien ein neues Phänomen sind und zwischenstaatliche Kriege sich vergleichsweise selten ereignen. Der Demokratische Frieden wäre demnach nur ein „statistischer Zufall“ (Elman 1997: 20).

Eine weitere Kritik wirft den VertreterInnen der Theorie Ungenauigkeit durch (absichtlich) divergierende Definitionen von Demokratie und Krieg vor (ebd.: 21).

Befürwortern wie Bruce Russett wird vorgeworfen, absichtlich eine konservative Definition von Krieg (ab 1000 Todesopfern) zu verwenden, um „störende“, gegenteilige Beispiele auszuschließen. Diese ausgelassenen Fälle sind zum Beispiel Nazi-Deutschland oder Finnland im Zweiten Weltkrieg (vgl. dazu ausführlicher Elman 1997: 22/23).

Dieser Vorwurf gilt jedoch für AnhängerInnen wie für GegnerInnen der Theorie gleichermaßen: Beide laufen Gefahr, jene Definitionen zu verwenden, die helfen, ihr jeweiliges Postulat unterstützen. Normative Wünsche prägen empirische Vorgehensweisen.

Eine dritte Gruppe von KritikerInnen hält die Annahme des interdemokratischen Friedens schlicht für falsch. Sie behauptet, dass Demokratien sehr wohl kriegerisch handeln, indem sie aufrüsten und/oder mit dem Einsatz von Gewalt drohen. Seit 1975 bis Mitte der Neunziger Jahre gab es ihren Analysen zufolge 15 militärische Interventionen gegen andere konsolidierte Demokratien. Diese Kritik richtet sich vor allem gegen die Außenpolitik der USA. Den US-amerikanischen Regierungen wird vorgeworfen, auch Demokratien angegriffen oder demokratische Regierungen durch Geheimdienstaktionen unterminiert zu haben, wenn dies den nationalen Interessen entsprach. Die so an die Macht gekommenen Regierungen waren meist sogar weit weniger demokratisch als ihre Vorgängerinnen (Beispiel Chile 1973).

Russett widerlegt diesen Vorwurf, indem er argumentiert, die amerikanische Regierung habe in den meisten Fällen der Logik des Kalten Krieges entsprechend gehandelt. Die entmachteten Regierungen seien instabile Demokratien oder Anokratien gewesen. Obwohl er von der „legalen und moralischen Verantwortung“ der USA spricht, entkräftet er das Gegenargument mit dem Hinweis, all diese Aktionen seien verdeckter Natur und damit demokratischer Kontrolle entzogen gewesen (Russett 1993: 123). Er argumentiert hier mit den normativen und strukturellen Zwängen, welche Demokratien seines Erachtens friedlich machen. Das Beispiel Nicaragua 1983 zeige, dass diese Zwänge zwar offene zwischenstaatliche Kriege verhindern konnten, aber anscheinend nicht stark genug waren, die USA vor der „tiefen Schuld“ zu bewahren, einen Bürgerkrieg begonnen und aufrecht gehalten zu haben (ebd. 124).

2.8. Erste Einschätzung der Theorie

An dieser Stelle ist Russetts Argumentation meines Erachtens besonders dünn. Denn wenn die demokratischen Zwänge zwar offene Kriege, nicht aber brutale Geheimdienstaktionen verhindern können, so schmälert dies die Aussagekraft der Theorie des Demokratischen Friedens ungemein (vgl. hierzu u.a. Holsti 1996: 180).

Aus dieser Kritik des US-amerikanischen und westlichen Interventionismus ergibt sich auch der Vorwurf, der Demokratische Frieden sei lediglich ein Frieden zwischen westlichen Demokratien. Westliche Demokratien respektieren einander, schrecken allerdings nicht vor Eingriffen aller Art gegen Demokratien in anderen Teilen der Welt zurück (Elman 1997: 24).

Die zweite Schwachstelle des Demokratischen Friedens ist m.E. die Problematik, Kausalzusammenhänge zwischen Regimetyp und Krieg herzustellen.

Was ist wirklich entscheidend für außenpolitische Outcomes?

Was die Außenpolitik anbelangt wird häufig mit der Komplexität und der Vielfalt der Zwänge in der externen Realität der Demokratien argumentiert. Dieser Vorwurf lässt sich entkräften, da nach Russett die inneren demokratischen Zwänge entscheidend sind für das Verhalten des Staates. Doch wie kommen die Entscheidungen zustande? Wer entscheidet letztendlich über Krieg und Frieden?

Drittens scheitert die Wissenschaftlichkeit der erstellten Kausalitäten auch teilweise an der Beliebigkeit der verwendeten Definitionen von Demokratie und Krieg. In dieser Arbeit werden in der Forschung übliche Definitionen kritisch hinterfragt.

Die DF-Theorie geht von einem positiven, friedlichen Effekt der Demokratie aus. Dies impliziert, dass „Charakteristika, die nicht-demokratische Staaten gemein haben, ihre Kriegsneigung erhöhen“ (Elman 1997: 18)¹¹.

¹¹ Sie zitiert Ernst-Otto Czempiel, der autokratische Systeme für die Hauptursache militärischer Gewalt hält („autocratic systems of rule ... are the main causes of threat and military violence in the international system“) (Czempiel 1992: 263, zit. nach und gekürzt von Elman 1997: 18)

3. Methodik: theoriegeleitete, vergleichende Fallstudie

Um den von der DF-Theorie postulierten Zusammenhang zwischen Regimetyp und außenpolitischen Tendenzen in zwischenstaatlichen Beziehungen zu untersuchen, wurde eine Kombination aus Methoden der theoriegeleiteten Forschung mit der Methode des Vergleichs, sowie der Technik der Fallstudie angewendet. Die vorliegende Arbeit ist somit eine theoriegeleitete, vergleichende Fallstudie.

3.1. Elemente der Methode: Die Fallstudie

Eine Fallstudie ist eine „detaillierte Untersuchung eines Aspekts einer historischen Episode, um historische Erklärungen zu entwickeln oder zu testen“ (George/Bennett 2005: 5). Bereits existierende Theorien, wie der Demokratische Frieden können so getestet und widerlegt oder bekräftigt werden (vgl. Elman 1997: 43). Die Fallstudie setzt genau dort an, wo quantitative Methoden nicht genügen:

Erstens sind empirische Studien auf wenige Variablen beschränkt. Dagegen sind eine Fallstudien unbegrenzt, sie können deshalb auch kontextuelle Faktoren detailliert erfassen und integrieren.

Zweitens neigt die empirische Forschung dazu, abweichende oder komplizierte Fälle auszublenden und zu ignorieren. In Fallstudien ermöglicht die Abwesenheit dieser Scheuklappen einen offenen Blick und ein waches Auge für abweichende Fälle und Erklärungen. So können neue Hypothesen aufgestellt werden.

Drittens sind empirische Studien nicht in der Lage, komplexe Zusammenhänge mit ihren Methoden zu erfassen. Fallstudien können kausale Mechanismen detailliert untersuchen. Dies ermöglicht Modellbildung auch bei komplexen Kausalmechanismen (vgl. George/Bennett 2005: 19ff.).

Kurz, Fallstudien ermöglichen eine große Freiheit, was Anzahl der Faktoren und Variablen anbelangt. Dies wird der Komplexität außenpolitischer Prozesse gerechter als aus der Naturwissenschaft stammende, szientistische Forschungsdesigns.

Die Methode der Fallstudie ist besonders geeignet, um die Theorie des Demokratischen Friedens zu testen. Der quantitative Befund ist immer noch kontroversiell – und Demokratien sind rar.

Gerade deshalb sind möglichst viele qualitative Studien nötig, um herauszufinden, in welchen Fällen die Theorie greift, wann nicht und weshalb. Dies soll in der vorliegenden Arbeit geschehen.

Weiterführende und tiefergehende Studien könnten beispielsweise den Entscheidungsfindungsprozess der unterschiedlichen Regime beleuchten, um herauszufinden, welche Faktoren die AkteurInnen letztendlich beeinflussen. Spielt der Regimetyp eine so große Rolle, wie von BefürworterInnen des Demokratischen Friedens angenommen?

3.2 Elemente der Methode: Der Vergleich

Die Methode des Vergleichs ist besonders geeignet, um die Aussagekraft von Fallstudien zu erhöhen. In der Politikwissenschaft existiert „ein wachsender Konsens, dass die Kombination aus einer Fallanalyse mit einem Vergleich zweier oder mehrerer Fälle innerhalb einer Studie den überzeugendsten Weg darstellt, Schlussfolgerungen aus Fallstudien zu erzielen“ (George/Bennet 2005: 18).

Bei der Vergleichenden Krisen- und Konfliktforschung haben wir es meist entweder mit einer möglichst großen Zahl an Fällen (alle Staaten) oder aber mit einem systematisch ausgewählten, paarweisen Vergleich zu tun. Der Vergleich von ganzen Regionen oder zweier Nachbarländer miteinander sind die häufigsten Ausprägungen (vgl. Zimmermann 2006: 298).

In der vorliegenden Arbeit wurden die Beziehungen zwischen Nachbarländern (Argentinien und Chile; Griechenland und die Türkei) in Bezug auf die Theorie des Demokratischen Friedens analysiert und in einem zweiten Schritt die Ergebnisse verglichen.

Genau genommen stellt jedoch bereits die Analyse des jeweiligen Konflikts einen Vergleich dar, da untersucht wurde, ob und wie sich Außenpolitik und Kriegs(ab)neigung gleichzeitig mit den verschiedenen Regierungsformen (Anokratie, Demokratie, Autokratie) verändern. Wir haben es somit mit Vergleichen von Regimetypen, von Nachbarländern und einem Vergleich zwischen Konflikten in verschiedenen Regionen (Lateinamerika und Europa) zu tun.

Eine weitere Besonderheit der Vergleichenden Krisen- und Konfliktforschung ist auch in dieser Arbeit von Bedeutung: Wir haben es anstelle von „prozessproduzierten Daten“ wie in der nationalen Politik hier mit „Ereignisdaten“ zu tun. Diese sind unregelmäßig (Zimmermann ebd.). Vor allem die Auswahl der Ereignisse, aus denen wir Rückschlüsse auf die Kriegsneigung der Regime ziehen ist

schwierig. In Kapitel 3.6. über die Problematik der Außenpolitikevaluation wird näher darauf eingegangen.

Es können außerdem nicht alle außenpolitischen Geschehnisse erschöpfend angeführt und analysiert werden (auch die Frage, welche Ereignisse relevant sind ist schwierig zu beantworten). Wie bereits erwähnt, ist es jedoch gerade die Freiheit bei der Auswahl der Ereignisse und Faktoren, welche die Fallstudie auszeichnet. Darüber hinaus genügen meist einzelne Ereignisse, um eine Tendenz in der Außenpolitik festzustellen. Eine Regierung, die den Krieg ablehnt wird dies in Reden und Erklärungen betonen und einen militärischen Einsatz explizit ausschließen. Auch diplomatische Treffen und Abkommen sprechen für die Friedfertigkeit. Das Gegenteil trifft ebenso zu.

Das Ziel dieser Arbeit ist demnach nicht eine erschöpfende Auflistung aller Ereignisse, sondern die Analyse einer - zugegeben subjektiven - Auswahl.

3.3. Operationalisierung der Theorie

Regimetyp ist in der Theorie des Demokratischen Friedens der wichtigste Faktor für außenpolitisches Verhalten von Staaten (im Gegensatz zum realistischen Standpunkt, der die äußere, anarchische Umgebung für zentral erachtet). Außenpolitische Entscheidungen und speziell Entscheidungen über Krieg und Frieden wären somit vorwiegend Ergebnisse der inneren Verfasstheit des Staates.

In einer Fallstudie muss dementsprechend Regimetyp als unabhängige und damit bestimmende Variable, das außenpolitische Verhalten als abhängige Variable fungieren. Die Analyse erfolgt in zwei Schritten:

Zunächst wurden die außenpolitischen Entwicklungen in Bezug auf den jeweils herrschenden Regimetyp erfasst. Ziel sind Aussagen über die Tendenz der Außenpolitik der demo-, ano- und autokratischen Regime.

In einem zweiten Schritt werden die Regimephasen der beiden Länder kombiniert. Nun kann die zentrale These des Demokratischen Friedens überprüft werden und eine Beantwortung folgender Fragen versucht werden:

- I. Sind klare Unterschiede in den außenpolitischen Tendenzen und der Konflikteskalation abhängig vom jeweiligen Regimetyyp/der jeweiligen Regimetypkombination festzustellen?

Anmerkung: Die Schwierigkeit, eine Kausalverbindung zwischen Regimetyyp und außenpolitischer Tendenz und Konflikt-Eskalation herzustellen, ist eine der viel diskutierten Schwachstellen der Demokratie und Frieden-These.

- II. Verhalten sich Demokratien untereinander friedlicher als gegenüber anderen Regimetypen (dyadische Annahme)?

Den Annahmen Russetts zufolge müsste beispielsweise die Zeit, in der Griechenland und die Türkei demokratisch regiert wurden, also die Jahre von 1974 bis 1979 die friedlichste Periode in den griechisch-türkischen Beziehungen darstellen. In allen anderen Phasen war mindestens ein Regime ano- oder autokratisch, die Beziehungen müssten also erkennbar schlechter sein als in der demokratischen Phase.

Trifft es also im argentinisch-chilenischen und im griechisch-türkischen Fall zu, dass sich demokratische Staaten friedlicher verhalten, während sich die Beziehungen zwischen demokratischen und andersartigen Regierungen schwieriger gestalten?

In einem zweiten Schritt werden die Regimetyyp-Phasen der einzelnen Länder mit jenen des Nachbarstaates kombiniert. Bei der Analyse nach Russett gibt es sechs Möglichkeiten der Kombination von demokratischen (dem), anokratischen (anoc) und autokratischen (aut) Regimetypen:

- 1.) dem/dem
2.) dem/anoc
3.) dem/aut
4.) anoc/anoc
5.) anoc/aut
6.) aut/aut

Im Sinne der DF-Forschung ist vor allem die erste Phase im Vergleich zu den restlichen interessant. Waren die außenpolitischen Beziehungen in den demokratischen Phasen wirklich friedlicher?

3.4. Fallauswahl

Gerade in der Politikwissenschaft stehen wir vor dem Problem der sehr großen Zahl an möglichen Variablen und der relativ begrenzten Zahl an Fällen (Staaten) (vgl. Berg-Schlosser 2006: 17). Dieses Dilemma ließe sich durch die Verringerung der Anzahl der Variablen lösen. Dies kann entweder durch die Eingrenzung auf Schlüsselvariablen erreicht werden oder die Konstruktion von Indizes im Sinne einer Zusammenfassung mehrerer Variablen (vgl. ebd. 61). Daraus ergibt sich m.E. die Entscheidung für vergleichbare Fälle mit ähnlichen historischen Entwicklungen.

Besonders für Studien im Kontext des Demokratischen Friedens ist die Fallauswahl entscheidend. Staaten, die beispielsweise sehr weit entfernt liegen und keinerlei Streitpunkte haben, sind keine plausiblen Kandidaten für den Theorietest. Gegenstand der Forschung können dagegen nur Staaten sein, die auch das Potential für Krisen und Konflikte haben.

Außerdem wird der DF-Forschung häufig vorgeworfen, nur demokratische Länderpaare zu analysieren und sich darüber hinaus zu sehr auf Fälle mit Beteiligung der USA zu beschränken (vgl. Elman 1997: 47 ff.)

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit wurden vier Länder analysiert. Alle vier durchliefen in einer ausgewählten historischen Periode Phasen der Demokratie, der Anokratie und der Autokratie. Es handelt sich also um gemischte Dyaden.

Jeweils zwei Staaten sind benachbart. Benachbarte Länder sind sich in der Regel ähnlicher als voneinander entfernter gelegene Länder (vgl. Berg-Schlosser 2006: 62). Außerdem sind benachbarte Länder weitaus häufiger als räumlich entfernte in Krisen, Konflikte und Kriege verwickelt.¹² Die hier analysierten Länderpaare ähneln sich darüber hinaus bezüglich der Intensität und der Dauer ihrer Rivalitäten.

Dadurch, dass die Länderpaare verschiedene Phasen von Regimetypen durchliefen und ihre Beziehungen von Konflikten geprägt sind, ergibt sich eine Varianz sowohl der unabhängigen Variable (Regimetyp) als auch der abhängigen Variable (Kriegsneigung, bzw. Friedfertigkeit). Dies ermöglicht einen intensiven Test der Annahmen des Demokratischen Friedens.

¹² (vgl. u.a. Holsti 1991)

3.5. Anmerkungen zur Problematik der Außenpolitikevaluation

Die politikwissenschaftliche Analyse der Außenpolitiken von Staaten ist nicht unproblematisch. Hat man es doch mit der „im mathematischen Sinne ‚chaotischen‘ und ‚turbulenten‘ Natur der internationalen Beziehungen“ zu tun (Mauß 2008:113).

Denn die internationale Politik weist einen „vergleichsweise sehr niedrigen Grad von Verrechtlichung, Verregelung und Institutionalisierung und damit jener Mechanismen und Arrangements [auf], die komplexe Prozesse kanalisieren und einhegen können“ (Mauß 2008: 115). Im Realismus ist dementsprechend von der Anarchie der internationalen Staatenwelt die Rede.

Ein zweites Problem sind die begrenzten Möglichkeiten der Politikwissenschaft. Es fehlen „überzeugende Kausalmodelle“ (Mauß 2008: 113) für die Analyse und Wertung von Außenpolitik. Die in der vorliegenden Arbeit diskutierte Theorie des Demokratischen Friedens wird von AnhängerInnen als klare Kausalverbindung zwischen Regimetyp und Außenpolitik, zwischen Demokratie und Frieden dargestellt. GegnerInnen glauben nicht an eine solche Kausalität.

Drittens besteht eine Diskrepanz zwischen den Absichten eines Staates und seinen tatsächlichen Fähigkeiten. Während Fähigkeiten statistisch messbar sind (Verteidigungsausgaben etc.) sind Absichten weit schwerer einzuschätzen (vgl. Gärtner 2005: 16, 39).

Eine weitere Schwierigkeit liegt in der Frage nach den Indizien für außenpolitische Tendenzen: Was genau kann analysiert werden? Die „sichtbare“ Außenpolitik besteht u.a. aus Reden, Abkommen und Treffen. Darüber hinaus bestimmen jedoch auch „unsichtbare“ Aktionen die internationalen Beziehungen (Geheimdienstoperationen, Kriegspläne, interne Differenzen etc.).

Kurz: Der/die WissenschaftlerIn bewegt sich bei dem Versuch der Evaluation von Außenpolitik auf unsicherem Boden. Die Grenzen zwischen wissenschaftlicher Analyse und persönlichen Einschätzungen und Vermutungen sind fließend. Dennoch ist die internationale Politik und die Außenpolitik von Staaten ein zentrales Betätigungsfeld der Politik- und Sozialwissenschaft.

Wie lässt sich dieses Dilemma lösen?

In der vorliegenden Arbeit wurden die Außenpolitiken der zwei Länderpaare unter Verwendung der Theorie des Demokratischen Friedens analysiert. Dies hat zwei positive Effekte: Zum einen reiht sich die Arbeit so in eine Reihe von Fallstudien ein, die das Theorem des Demokratischen Friedens anwenden, testen und gegebenenfalls

belegen oder falsifizieren können. Zum anderen erleichtert das theoriegeleitete Forschen die Fokussierung einiger Aspekte.

Aus einer an den Thesen des Demokratischen Friedens orientierten Außenpolitikanalyse ergibt sich ein weiteres Problem. Die DF-Theorie geht davon aus, dass die Innenpolitik die Quelle der außenpolitischen Entscheidungen ist. Die realistische Schule hält dagegen, dass vielmehr die internationale Systemstruktur die Außenpolitik von Staaten bestimmt (vgl. z.B. Layne 1994: 5).

4. Begriffsarbeit – Zur Schwierigkeit der Operationalisierung der Definitionen

In jeder wissenschaftlichen Studie und so auch in Studien zum Demokratischen Frieden laufen WissenschaftlerInnen Gefahr, dass normative Wünsche und Erwartungen die empirisch-analytischen Ergebnisse prägen und verfälschen. Eine kritische Begriffsarbeit ist deshalb unumgänglich.

4.1. Regimetyp¹³

Bruce Russett verwendet bei seiner Analyse eine Einteilung der Regimetypen in demokratisch (dem), anokratisch (anoc) und autokratisch (aut), was ihm viele Studien zum Demokratischen Frieden gleich tun. Üblich ist auch die binäre Unterscheidung in demokratisch und autokratisch. Mansfield und Snyder fügen diesen Klassifizierungen im Kontext des Demokratischen Friedens noch den Typus des sich demokratisierenden Staates hinzu.

Harald Barrios weist darüber hinaus auf den bei der Regimetypanalyse wichtigen Unterschied zwischen Regime, Regierung und Staat hin (vgl. Barrios 1999: 36).

¹³¹³ Manfred G. Schmidt verwendet in seinem Wörterbuch zur Politik den Begriff Regime synonym mit Regimetyp und Staatsform.

Der englische Begriff *regime type* wird häufig auch mit „Regierungsform“ übersetzt, was m.E. ungenau ist, da Regierungsform auch auf die Ausprägung eines bestimmten Merkmals oder den Stil einer Regierung bezogen sein kann.

Eine weitere Übersetzung, „Regierungssystem“ bezieht sich dagegen vor allem auf die Unterscheidung Parlamentarismus/Präsidentialismus (Nohlen/Schultze 2004: 813).

Die präziseste deutsche Übersetzung wäre m.E. Herrschaftsordnung, da sich dieser Begriff – wie *regime type* – auf das Verhältnis von Regierenden und Regierten bezieht. Aber da dieses Wort bei häufiger Verwendung in ein und demselben Text sperrig wirkt und vor allem da der Begriff *regime type* bereits im Kontext des DF etabliert ist, wird in der vorliegenden Arbeit Regimetyp oder Regimetypus als deutsche Entsprechung verwendet.

Eine genaue Abgrenzung wird in der vorliegenden Arbeit nicht vorgenommen, weil diese für die Fragestellung nicht entscheidend ist.

Diese Studie verwendet die Regimetypologien demokratisch, autokratisch und anokratisch. Diese Dreiteilung geht davon aus, dass die Unterschiede zwischen demokratischen, anokratischen und autokratischen System größer sind, als jene innerhalb desselben Typs.

Ob eine solche trichotome Einteilung genügt, um die komplexen Zusammenhänge zwischen Regimetyp und außenpolitischer Tendenz zu untersuchen ist eine der Fragen dieser Arbeit.

4.2. Demokratie

Zunächst muss bedacht werden, dass Demokratie im allgemeinen Sprachgebrauch meist nicht nur als wirkliche Staatsform, sondern auch als „erstrebenswerte Ordnung“ gilt und somit *per se* stark normativen Gehalt hat (vgl. z.B. Barrios 1999: 37).¹⁴

In der Sozialwissenschaft wird Demokratie sowohl normativ als auch empirisch bewertet. Normativ ist die Unterscheidung zwischen rein institutionellen und qualitativen Demokratien bedeutsam, empirisch muss zwischen konsolidierten und nicht konsolidierten Demokratien unterschieden werden.

Wie bereits geschildert weisen KritikerInnen der Demokratie und Frieden-These darauf hin, dass willkürliche Definitionen von Demokratie (und Krieg) benutzt wurden, um die Abwesenheit des „demokratischen Krieges“ und die Existenz des Demokratischen Friedens zu beweisen (Elman 1997: 3; 20). Außerdem wird DF-AnhängerInnen vorgeworfen, sich an einer rein quantitativen, rein institutionellen - und damit oberflächlichen - Demokratiedefinition zu orientieren. Diese halten dagegen, dass keine qualitativen Aussagen über Demokratien nötig sind. Es genügen i.E. institutionelle Definitionen, um einen Zusammenhang zwischen Demokratie und Frieden herzustellen und ggf. zu beweisen. Schließlich sind es genau diese institutionellen Zwänge, die Demokratien friedlicher machen (siehe Kapitel 2).

¹⁴ Für die rein institutionelle Demokratie führte Robert Dahl den Begriff „Polyarchie“ ein (Dahl 1971). Dieser hat sich nicht durchgesetzt.

In der Demokratieforschung wird generell zwischen „dünnen“ und „anspruchsvollen“ Demokratien unterschieden. Als Minima werden meist folgende Komponenten genannt:

- Reguläre, freie und faire Wahlen
- Unterschiedliche Parteien
- Regierungen, die abgewählt werden können

(vgl. Vorländer 2003: 7; Diamond/ Morlino 2005: xi¹⁵)

Eine anspruchsvollere, über die Institutionen hinaus reichende Demokratiedefinition beinhaltet unter anderem folgende Elemente: Menschen- und Bürgerrechte, Meinungs-, Versammlungs- und Pressefreiheit, Rechtsstaatlichkeit (Gleichheit, Schutz des Individuums), politische Unabhängigkeit und Neutralität der Justiz, Teilung der Gewalten, freies Mediensystem und pluralistische Öffentlichkeit (vgl. z.B. Vorländer 2003: 7).

Es existiert also eine Vielzahl an methodologisch und normativ geprägten Positionen. Eine allgemein akzeptierte Definition von Demokratie gibt es nicht (vgl. Lauth 2004: 20).

Wie lässt sich nun die Demokratie in Studien über den Zusammenhang von Verfassung und Außenpolitik operationalisieren? Wie ein Großteil der DF-Forschung bezieht sich diese Arbeit auf den Datensatz des von der Forschungsgruppe um Ted Gurr entwickelten Polity-Handbuchs.¹⁶

Ein großer Nachteil dieses Datensatzes ist, dass wir es hier mit einem „dünnen“, also keinem normativ gehaltvollen, sondern einem quantitativen Demokratiebegriff zu tun haben. Vorteil des Datensatzes ist, dass er nicht im Verdacht steht, vom Erkenntnisinteresse der DF-Forschung beeinflusst zu sein (vgl. hierzu z.B. Geis/Müller/Wagner 2007: 13; Fußnote 1).

4.3. Autokratie

Eine Autokratie oder Diktatur ist ein Regimetyp mit zentralisierter Macht, die keiner institutionellen Kontrolle unterworfen ist. Sie kann von Einzelpersonen oder

¹⁵ Diamond und Morlino nennen die „Wahl zwischen verschiedenen Informationsquellen“ als viertes Kernelement.

¹⁶ Es werden die von Zeev Maoz erstellten, auf dem Polity-Handbook basierenden Regime-Kodierungen verwendet, die auch Bruce Russett in „Grasping the Democratic Peace“ im Appendix auflistet.

Gruppen ausgehen. In der vorliegenden Fallstudie handelt es sich durchwegs um durch Putsche an die Macht gekommene Militärjungen.¹⁷

Die Einteilung in Demokratien und Autokratien ist - eine meist normative - „Dichotomie eines Entweder – Oder“ (Barrios 1999: 39). Bei dieser Operationalisierung wird ausgeklammert, dass es neben einem breiten Spektrum von „Demokratien“ auch eine sehr breite Bandbreite von nicht-demokratischen Regimes gibt (wie etwa kommunistische/sozialistische oder rechtsgerichtete Systeme) (vgl. Barrios ebd.).

4.4. Anokratie

Russett bezeichnet Regime als anokratisch, die nicht zu den beiden gedachten Polen Demokratie und Autokratie zuzuordnen sind und Regime, die sich in Stadien der Transition befinden. Andere Bezeichnungen lauten: semi-demokratisches System, partielle Demokratie¹⁸ und semi-autoritäres System¹⁹.

Es soll kurz auf die Nuancen der verschiedenen Begriffe eingegangen werden, um die Bandbreite anokratischer Regierungsformen und die damit verbundenen Probleme zu verdeutlichen.

Als semi-demokratisches System oder partielle Demokratie sind Regime zu bezeichnen, die undemokratische und demokratische Elemente vermischen (Goldsmith 2008:124). Dies kann auch von neuen Eliten ausgehen.

Semi-autoritäre Regime sind ehemals autoritäre, politisch hybride Regime, die nach einem äußeren Eingriff oder inneren Umwälzungen Wahlen abhalten, politische Institutionen aufbauen und neue Räume für Zivilgesellschaft und Medien schaffen, einen wirklichen Wandel aus Angst vor Machtverlust jedoch nicht zulassen. Das Ergebnis sind demnach nicht unfertige Demokratien, sondern semi-autoritäre Regime (Ottaway 2003: 3). Alte, undemokratische Eliten halten an ihrer Macht fest.

Der Unterschied zwischen partiellen Demokratien und partiellen Autokratien liegt in der Rolle der Eliten: Demokratien mit autokratischen Elementen und vorwiegend neuen Eliten sind Semidemokratien. Halten autoritäre Herrscher an der Macht fest

¹⁷ Die Bezeichnung Junta (aus dem Spanischen für Ausschuss, Rat, Versammlung) ist ursprünglich wertfrei und hat sich als Kurzform für Militärregierungen etabliert (von span. *junta militar*).

¹⁸ Goldsmith 2008

¹⁹ Ottaway 2003

und versuchen nur, ihrer Diktatur ein demokratischeres Antlitz zu verschaffen, so ist von einer Semiautokratie die Rede. Marina Ottaway nennt als Beispiel Regime wie in Kasachstan oder Aserbaidschan.

All diese Erscheinungsformen von Herrschaft können Vorstufen für Demokratie sein, sind es aber nicht in jedem Fall.

Demokratisierung ist - als weitere Zwischenform - ein „irregulärer Prozess“ und keine „historische Sequenz“ (Goldsmith 2008: 124). Diese Übergangsphase kann von kurzer Dauer sein (Griechenland 1974), mehrere Monate (Argentinien) oder Jahre (Chile) dauern.

4.5. Konflikt/Krise/Krieg

Ein Konflikt ist die erste Stufe zwischenstaatlicher Probleme und besteht immer dann, „wenn zwei oder mehr Akteure (..) Ziele verfolgen, die als miteinander unvereinbar wahrgenommen werden“ (Gärtner 2005: 72).

In den vorliegenden Fällen handelt es sich vorwiegend um territoriale Konflikte, die sich aus Grenzstreitigkeiten ergeben. Im Falle Zyperns wäre die Konfliktklassifikation weitaus komplizierter.

Zu einer Krise kommt es in Folge einer „Intensivierung von Spannungszuständen mit Mitteln, die noch nicht die Ebene militärischer Drohung angenommen haben“ (Gärtner 2005: 85).

In der vorliegenden Arbeit wird des Weiteren der Begriff der Eskalation eines Konfliktes verwendet, der Höhepunkte zwischenstaatlicher Spannung in einer gegebenen Zeitspanne markieren soll.

Der Begriff Krieg ist - wie Demokratie - als Operationalisierungsgegenstand schwer zu definieren. Viele PolitikwissenschaftlerInnen und Forschungsinstitute verwenden eigene Definitionen. Eine einheitliche Version existiert nicht.

Bruce Russett richtet sich - wie ein Großteil der DF-Forschung - nach der von Melvin Small und David Singer entwickelten Kriegsdefinition, die bei einer Zahl von 1000 Todesopfern ansetzt (Russett 1993: 12).

Dass die von Small und Singer entwickelte, meist als konservativ oder positivistisch bezeichnete, Definition von den meisten DF-AnhängerInnen verwendet wird, bedeutet nicht, dass jede Studie, die sich mit dem Demokratischen Frieden befasst, sich auch auf diese rein statistische Definition berufen muss.

Viel wichtiger ist m.E. die komplexere Frage nach den beteiligten Akteuren.

Wenn etwa im Falle des Falklandkriegs chilenische Truppen die britischen Streitkräfte unterstützen oder auf Zypern griechische und türkische Truppen auf der Seite der jeweiligen Ethnien stehen, ist dies ein Hinweis auf eine deutliche Verschlechterung der zwischenstaatlichen Beziehungen. Aus diesem Grund ist für eine Tendenzanalyse vor allem ein Kriegsbegriff notwendig, der den Fokus auf die beteiligten Parteien richtet.

Diese Arbeit orientiert sich deshalb an der akteursorientierten Kriegsdefinition der Arbeitsgemeinschaft Kriegsursachenforschung an der Universität Hamburg (AKUF), die keine statistische Trennlinie zieht. Die AKUF definiert Krieg als einen

"gewaltsamen Massenkrieg, der alle folgenden Merkmale ausweist: (a) an den Kämpfen sind zwei oder mehr bewaffnete Streitkräfte beteiligt, bei denen es sich mindestens auf einer Seite um reguläre Streitkräfte (Militär, paramilitärische Verbände, Polizeieinheiten) der Regierung handelt; (b) auf beiden Seiten muss ein Mindestmaß an zentralgelenkter Organisation der Kriegführenden und des Kampfes gegeben sein, selbst wenn dies nicht mehr bedeutet als organisierte bewaffnete Verteidigung oder planmäßige Überfälle (Guerillaoperationen, Partisanenkrieg usw.); (c) die bewaffneten Operationen ereignen sich mit einer gewissen Kontinuität und nicht nur als gelegentliche, spontane Zusammenstöße, d.h. beide Seiten operieren nach einer planmäßigen Strategie, gleichgültig ob die Kämpfe auf dem Gebiet eines oder mehrerer Gesellschaften stattfinden und wie lange sie dauern.“²⁰

Eine Auseinandersetzung, bei der nicht alle oben stehenden Kriterien erfüllt sind, wird nach dieser Definition als „bewaffneter Konflikt“ bezeichnet (ebd.).

Im Rahmen dieser Arbeit ist vor allem die Frage nach den beteiligten Parteien von Bedeutung.²¹ Festzustellen ist, dass in der beobachteten Zeitspanne nur der Zypernkrieg und der Falklandkrieg als Kriege zu klassifizieren sind.

²⁰ Quelle: <http://www.sozialwiss.uni-hamburg.de/publish/Ipw/Akuf/aktuell.htm>

²¹ Eine eindeutige Trennung der Begrifflichkeiten ist in diesem Rahmen nicht möglich, da die einzelnen Ereignisse tiefergehend betrachtet werden müssten. Sie ist hier auch nicht entscheidend. Ziel der vorliegenden Arbeit ist es lediglich, gewisse friedliche oder aggressive Tendenzen in den Außenpolitiken der einzelnen Regimetypen und vor allem der Kombinationen von Regimetypen aufzuzeigen.

Im Falle Zyperns handelte es sich um einen Krieg zwischen den zyperngriechischen und –türkischen Bevölkerungsgruppen, ab 1974 unter türkischer Beteiligung. Doch auch Griechenland war durch den Putsch der zyprischen Regierung beteiligt.

Im Falklandkrieg standen sich argentinische und britische Truppen gegenüber. Doch die Unterstützung Großbritanniens durch Chile ist bedeutend für die argentinisch-chilenischen Beziehungen.

5. Vorbemerkung: Kolonialismus und Konflikt

Studien zu ehemaligen Kolonien wie hier Zypern und lateinamerikanischen Ländern laufen immer Gefahr, eine Haltung der eurozentristischen Arroganz gegenüber den postkolonialen Staaten anzunehmen. Dies zeigte auch die Recherche für die vorliegende Arbeit. Es gibt jedoch spezifische Besonderheiten des Konfliktverhaltens und der Konfliktlösungsstrategien, die sich wiederum aus der kolonialen Vergangenheit ergeben.

Der Kolonialismus beeinflusste sowohl den Entstehungszusammenhang wie auch den Verlauf lateinamerikanischer und somit auch argentinisch-chilenischer Konflikte.

So ist zunächst eine sehr geringe zwischenstaatliche Gewaltanwendung in der oft als sehr gewalttätig wahrgenommenen lateinamerikanischen Region festzustellen (vgl. Haffa 1987, Brock 2006). Innerstaatliche Herrschaftskonflikte sind in geringem Maße externalisiert worden. Die lateinamerikanischen internationalen Beziehungen zeichnen sich trotz häufigen Regierungswechseln und brutalen Militärdiktaturen durch einen hohen Grad an zwischenstaatlichem Gewaltverzicht aus, der als „undemokratischer Frieden“ bezeichnet werden kann (Brock 2006: 210).

Im 20. Jahrhundert wurden nur zwei zwischenstaatliche Kriege in Lateinamerika geführt: der Chaco-Krieg zwischen Paraguay und Bolivien von 1932 bis 1939 und der so genannte „Fußballkrieg“ zwischen El Salvador und Honduras im Jahre 1969 (vgl. Haffa 1987: 10).

Neben vielen anderen Faktoren²² ist auch die Tendenz festzustellen, zwischenstaatliche Konflikte völkerrechtlich zu lösen oder zumindest zu reglementieren.²³

Dieser Legalismus in den zwischenstaatlichen Beziehungen ist als Konsequenz des Kolonialismus zu sehen und ein Ergebnis „[des gemeinsamen Interesses], Interventionen von außen (durch die USA oder europäische Mächte) abzuwehren“ (Brock 2006: 210).

Besonders im argentinisch-chilenischen Nachbarschaftskonflikt zeigt sich diese lateinamerikanische Tradition der Konfliktlösung durch von Völkerrecht und Schiedsgerichte sehr deutlich. Dabei schwankten die beiden Staaten oft zwischen einer anti-kolonialistischen Verbrüderung gegen USA und Großbritannien und einer an die Großmächte angepasste Bündnispolitik. Dies entspricht auch den Schwankungen der einzelnen Außenpolitiken zwischen Konfrontation, Blockfreiheit und Gefolgschaft.

Beagle-Konflikt und Falklandkrieg müssen vor diesem Hintergrund gesehen werden. Doch nicht nur das Konfliktverhalten ist von der kolonialen Vergangenheit geprägt, auch die Konfliktursachen sind häufig im Kolonialismus zu finden.

Die territorialen Konflikte zwischen Argentinien und Chile sind Ergebnis einer ungenauen territorialen Grenzziehung (siehe Kapitel 6. der vorliegenden Arbeit).

Auch der Zypern-Konflikt, das Hauptproblem in den griechisch-türkischen Beziehungen, ist in einem (post-)kolonialen Kontext zu sehen. Während der Konflikt als anti-kolonialistischer Kampf zwischen ZyperngriechInnen und britischer Besatzung begann, so weitete er sich auf die ZyperntürkInnen aus, die sich aus Angst vor zyperngriechischer Übermacht auf die Seite Großbritanniens stellten.

²² Annegret Haffa nennt neben Legalismus einen „Mangel an zwischenstaatlichem Konfliktpotential“ und der „Rolle des regionalen Sicherheitssystems“ den Aspekt des „Vorrangs der internen Stabilisierung“ (Haffa 1987: 10 ff.). Legislative und Exekutive (die in Militärdiktaturen meist ein und dieselbe Institution sind) waren vor allem mit einer innenpolitischen Stabilisierung und Konsolidierung beschäftigt. Wenn dies einen Grund für friedliche Außenpolitik darstellen sollte, so wäre es ein diametral entgegengesetztes Argument gegen die These von Mansfield/Snyder, die besagt, dass transitionale Systeme besonders kriegsanfällig sind (Mansfield/Snyder 2005).

²³ So wurden beispielsweise Teile der Grenze zwischen Argentinien und Brasilien im Jahre 1898 durch ein von dem damaligen US-Präsidenten Grover Cleveland geleitetes Schiedsverfahren festgelegt (vgl. Flemes 2003: 4).

Später gab es sowohl von griechischer als auch von türkischer Seite die Erwartung, Großbritannien würde sich als ehemalige Kolonialmacht an der Konfliktlösung beteiligen.

Beide hier analysierten Konflikte sind also sowohl in ihrem Entstehungskontext als auch in ihrem Verlauf im Bezug auf die koloniale Vergangenheit zu sehen.

6. Die argentinisch-chilenischen Beziehungen

Seit mehr als einem Jahrhundert sind die argentinisch-chilenischen Beziehungen von Rivalitäten geprägt. Phasenweise kam es zu Ausbrüchen von aggressiven Nationalismen, militärischen Disputen und immer wieder auch zu Bemühungen, die Konflikte dauerhaft zu lösen (vgl. Parish 2006: 143).

Die territorialen Nationalismen beider Länder, die durch nationale Mythen tradiert wurden, waren der Nährboden für ein „langfristiges Sicherheitsdilemma“ (Child 1985: 149).²⁴

Anlass für Zusammenstöße waren zum einen die Konkurrenz im Kampf um regionale wirtschaftliche und geopolitische Hegemonie und zum anderen klassische Territorialkonflikte, die „mit 5300 km Länge drittlängste Grenze der Erde [bot] entsprechend viel Angriffsfläche“ (Flemes 2003: 11).

Die Streitigkeiten drehten sich hauptsächlich um folgende vier Regionen:

- Teile Patagoniens
- das Kap Horn Archipel
- die Isla Grande vor Feuerland und die Islas de los Estados
- die Magellanstraße, der Beagle-Kanal und die Drakestraße mit ihren jeweiligen Inseln

Magellanstraße, Beagle-Kanal und Drakestraße (Kap Horn) sind die einzigen südamerikanischen Passagen zwischen Atlantik und Pazifik und deshalb vor allem von strategischer (wirtschaftlicher und militärischer) Bedeutung.

²⁴ „Ein *Sicherheitsdilemma* entsteht dann, wenn sich Staaten (selbst aus defensiven Motiven heraus) bewaffnen und sie die Sicherheit anderer Staaten schwächen indem sie das *Mächtegleichgewicht* zu ihren Gunsten verändern. Die anderen Staaten fühlen sich dann gezwungen, ihre militärischen Kapazitäten (..) zu erhöhen, um das alte *Mächtegleichgewicht* wiederherzustellen“ (Gärtner 2005: 129).

Es handelt sich also um eine „Situation, in der die Mittel, die man zur Erhöhung der eigenen Sicherheit aufwendet, die Sicherheit anderer reduzieren“ (Jervis 1978: 76, zit. nach Gärtner 2005: ebd.).

Ein weiterer Streitpunkt war die Migration von chilenischen Arbeitern nach Patagonien, was von argentinischen Nationalisten immer wieder als „stille Invasion“ bezeichnet wurde (vgl. Child 1984: 33).

Doch vorrangig waren die Zwistigkeiten um die maritime Grenzziehung in der Drakestraße zwischen Südamerika und der Antarktis und im Beagle-Kanal.²⁵

Beide Länder bekannten sich zwar zu der „natürlichen“ Trennung, dem so genannten „Ozeanischen Prinzip“. Argentiniens Einflussphäre war stets der Südatlantik, Chiles der Südpazifik. Es bestand jedoch stets Uneinigkeit über die Grenzziehung zwischen den Ozeanen und die Angst, der Nachbar könne aus strategischen Gründen einen Zugang zum anderen Ozean suchen. Der Kanal ist von besonderer strategischer Bedeutung, weil er eine sicherere Passage zwischen den Ozeanen ermöglicht, als die Nutzung der südlicher gelegenen und schwerer zu befahrenden Drakestraße um das Kap Horn.

Der Konflikt um den Beagle-Kanal muss vor diesem Hintergrund analysiert werden. Die Grenzstreitigkeiten zwischen Argentinien und Chile manifestierten sich am akutesten in dem Konflikt um die territoriale Souveränität über den Beagle-Kanal und die drei Inseln im Atlantikausgang des Kanals Picton, Nueva und Lennox²⁶, wobei es niemals um die Inseln selbst ging, sondern um den Besitz und die Kontrolle der umgebenden Gewässer.

Die im Kanal verlaufenden Grenzen zwischen Argentinien und Chile wurden 1881 erstmals kartographisch festgelegt, 1888 beanspruchte ein argentinischer Unterstaatssekretär die drei Inseln in einer abweichenden Kartei für Argentinien. Ein territorialer Disput nahm seinen Anfang.

Die argentinisch-chilenischen Grenzstreitigkeiten wurzeln – wie viele der territorialen Konflikte der ehemaligen Kolonien – in der „unzureichenden Definition oder Demarkation der kolonialen (..) Grenzen“ (Child 1984: 24, vgl. auch Parish 2006: 149). Die von den spanischen Kolonialherren gezogenen Grenzen bestanden größtenteils nur auf dem Papier, das Land war nie *in natura* vermessen worden. Somit stimmten die kartographischen Grenzen mit den realen Gegebenheiten häufig

²⁵ „Der Beagle-Kanal ist die südliche Ost-West Passage des amerikanischen Kontinents. (..). Der Name (..) leitet sich von der britischen Fregatte ‚Beagle‘ ab, die den Kanal auf ihren Erkundungsfahrten 1830 bis 1834 erstmals passierte“ (Wagner 1992: 2).

²⁶ häufig durch „PNL“ abgekürzt

nicht überein, was Zündstoff für die Beziehungen der jungen Staaten bedeutete (vgl. Wagner 1992: 3 ff.).

Die Krise spitzte sich vor allem in den 70ern derart zu, dass sie im Jahre 1978 fast zu einem offenen Krieg geführt hätte.

Erst Mitte der 80er Jahre – beginnend mit der Demokratisierung Argentiniens – begannen sehr rasch Bemühungen, die Rivalitäten zu lösen (Parish 2006: 143). Seit Beginn der 90er, mit der Redemokratisierung Chiles, verringerten beide Länder ihre Verteidigungsausgaben und lösten 22 Streitfragen um Grenzkonflikte friedlich (Elman 1997: 2).

Was auf den ersten Blick wie ein Paradebeispiel für die Theorie des Demokratischen Friedens aussieht, ist einen zweiten Blick wert. Denn der Durchbruch zu einer Lösung der Konflikte und die Annäherung der beiden Länder gelangen bereits mit der Redemokratisierung Argentiniens ab Mitte der Achtziger Jahre (vgl. z.B. Parish ebd.).

6.1. Regimewandel in Argentinien 1966 - 2000

Der argentinische Regimewandel gleicht einem „Pendelschlag zwischen Demokratie und Diktatur“ (Rehrmann 2005: 247). Zwischen 1930 und 1983 wurde Argentinien in der Folge von 23 Präsidenten regiert, darunter 15 Militärs (vgl. Mullins 2006: 54). Die bürokratisch-autoritären Regime der Jahre bis 1972 werden häufig als „weiche Diktaturen“ (*dictaduras blandas*) bezeichnet (Rehrmann 2005: 247).²⁷

Ganz anders dagegen die Diktatur, die 1976 unter General Jorge Rafael Videla als selbst betitelter „Prozess der nationalen Reorganisation“ begann.²⁸

Das „bestialische Mordregime“ war in sechs Jahren für den Tod von bis zu 30.000 Menschen verantwortlich, das von den Militärs so genannte „Verschwindenlassen“.²⁹

²⁷ Für lateinamerikanische Militärregierungen wird häufig die Bezeichnung des „bürokratisch-autoritären Regimes“ verwendet (vgl. z.B. O'Donnell 1986, Skidmore/Smith 2001).

²⁸ Proceso de la Reorganización Nacional

²⁹ Der Bericht der von Raúl Alfonsín 1983 ins Leben gerufenen Kommission für vermisste Personen (Comisión Nacional Sobre la Desaparición de Personas, CONADEP) spricht von 8.960 „verschwundenen“ Opfern. Heute schätzen ExpertInnen die Zahl aufgrund der Dunkelziffer weitaus höher, vor allem in den ländlichen Gegenden. Laura Tedesco spricht von 30.000 Toten (Tedesco 1999: 64).

Die Leichen wurden in anonymen Massengräbern verscharrt, oder von Flugzeugen aus ins Meer abgeworfen (ebd.).

Bei der Einteilung in Phasen richtet sich diese Arbeit nach dem von Bruce Russett und Zeev Maoz erstellten Index, der sich auf die Einschätzung durch das *Polity II*-Projekt von Gurr et al. stützt. (Russett 1993: 94).

Der Peronismus von 1946 bis 1955 war ein hybrider „Sozialstaat, in dem soziale Hierarchien nicht in Frage standen“, Vorbild waren die italienischen Faschisten.³⁰ Das Ergebnis war eine „rigide Kommandodemokratie“, mit stark repressiven Elementen; bereits damals ließ man Oppositionelle „verschwinden“ (Rehrmann 2005: 235 ff.).

Fragwürdig ist somit auch die Einteilung der zweiten peronistischen Periode (1973-1975) als demokratisch, denn der Peronismus hatte mit einer „formellen Demokratie“ und demokratischen Institutionen wenig gemein (vgl. Garretón 2003: 35). Demokratische Normen wie Meinungsfreiheit wurden – beispielsweise in den Universitäten – nicht respektiert. „Diese Tendenzen verstärkten sich nach dem Tode Perons und mündeten in einer Situation, in der die Regierung Isabel Perons gewissermaßen der Vormundschaft des Militärs unterstellt und der Ausnahmezustand verhängt wurde“ (Barrios 1999: 78).

Es kann hier nur darauf hingewiesen werden, dass die Einteilungen diskutabel und mitunter fragwürdig sind. Im Sinne der Kohärenz und der Verwendung gleicher Variablen für alle Fälle greift die vorliegende Arbeit dennoch auf sie zurück.

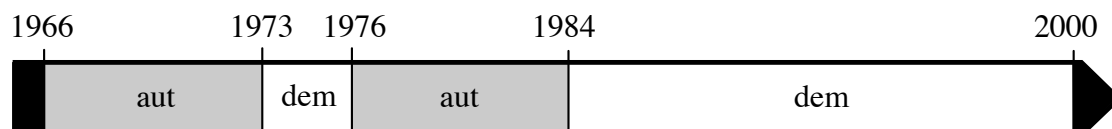
Die Einteilung nach 1986 wurde dem *Polity-IV-Handbook* entnommen.³¹ Eine Änderung wurde vorgenommen: Während das Jahr 1982 von Russett/Maoz als anokratisch eingeteilt wird, wird es hier zu der autokratischen Phase addiert, die somit von 1976 bis 1982 dauert. Zwar stellte die Militärdiktatur 1982 Wahlen in Aussicht, die dann im Oktober 1983 auch stattfanden. Doch von einer Entwicklung hin zu einem demokratischen System kann 1982 noch nicht die Rede sein. Außerdem richten sich die Regime-Kodierungen stets nach dem Status von 01. Januar. Der 01. Januar 1983 stand ohne Zweifel noch im Zeichen des autokratischen Systems der Militärdiktatur. Es ergibt sich somit folgende Einteilung:

³⁰ Perón war vor seiner politischen Karriere in Argentinien Militärattaché in Rom gewesen.

³¹ Quelle: <http://www.systemicpeace.org/polity/arg2.htm>

1. 1966 - 1972: autokratisch
2. 1973 – 1975: demokratisch
3. 1976 – 1983: autokratisch
4. 1984 – 2000: demokratisch

(Russett 1993: 94; Polity IV-Länderbericht Argentinien).³²



Grafik 1: Regimetypen in Argentinien 1966 – 2000

Ab 1966 begann mit dem von den Militärs als „Argentinische Revolution“ (*Revolución Argentina*) bezeichneten Putsch durch Juan Carlos Onganía ein „Experiment des bürokratisch-autoritären Regierens“.³³ Dieser fünfte Putsch in der argentinischen Geschichte war von der anfänglichen Unterstützung der Putschisten in der Bevölkerung gekennzeichnet und der Erwartung, dass sozialer Frieden und Entwicklung leicht zu erzielen sei. Die Repression war deshalb verhältnismäßig gemäßigt (O'Donnell 1986: 21). Das Vorgehen Ongánias gegen Protestbewegungen aus der Arbeiterschaft und der Studentenbewegung war dennoch überaus brutal.

Die Ideologie der Militärs war eine Mischung aus Nationalismus und einem „ultraliberalen Wirtschaftskurs“ (Rehrmann 2005: 243). Sie führten eine klassische Autokratisierung des Systems durch: Der Kongress wurde geschlossen, politische Parteien verboten, die Provinzgouverneure abgesetzt.

Dass die Erwartungen der putschenden Militärs unrealistisch waren, zeigte sich in den folgenden Jahren. Es entstand die Guerillabewegung der *Montoneros*³⁴, die

³² Quelle: <http://www.systemicpeace.org/polity/arg2.htm>

³³ Das Onganía-Regime muss vor dem Hintergrund der US-amerikanischen Strategie gegen „subversive Elemente“ gesehen werden (Rehrmann 2005: 243). Ziel war, das Militär als sozialen Akteur zu stärken und somit den nationalen Schutz vor der Bedrohung durch den Kommunismus zu erhöhen. Maßnahmen waren militärische Unterstützungsprogramme und Ausbildungskurse in US-amerikanischen Militärakademien.

³⁴ „Die Montoneros entstanden aus der 1955 nach einem Militärputsch in die Illegalität gedrängten peronistischen Bewegung. Sie wurden der radikal-militanten Fraktion des

gewaltbereit, politisch-ideologisch jedoch inkohärent war. Die brutale Unterdrückung jeglichen Protestes führte 1969 zu einem Volksaufstand gegen die Junta in *Córdoba* (der so genannte *Cordobazo*), an der vor allem ArbeiterInnen und StudentInnen teilnahmen. Der Protest wurde blutig niedergeschlagen, es gab mehrere Tote. Spätestens ab 1970 herrschte ein offener Bürgerkrieg.³⁵

Die Opposition war teilweise von Perón aus dem Exil unterstützt worden. Dieser kehrte 1973 vom Volk umjubelt zurück und setzte „seinen Generalskollegen Onganía als Präsident ab – der Status quo ante, knapp 20 Jahre unterbrochen, war augenscheinlich wiederhergestellt“ (Rehrmann 2005: 246). Doch die Gewalt nahm kein Ende.

1976 putschten Teile des Militärs unter General Jorge Rafael Videla. Es begann eine „anarchische Herrschaft des Terrors“ (Linz/Stepan 1996: 190).

Es gab weder Parteien noch Wahlen (wie beispielsweise in Brasilien), noch Verfassung und Plebiszite (wie in Chile) und auch keinen Langzeitplan für eine Machtübergabe und Demokratisierung (vgl. ebd.).

Der offen brutale Charakter des Regimes wird in Aussagen führender Militärs deutlich. So erklärte General Iberico St. Jean: „Zuerst töten wir die Staatsfeinde, dann ihre Kollaborateure, dann (..) ihre Sympathisanten, dann (..) den gleichgültigen Rest“. Sein Kollege General Luciano Menéndez drohte ähnlich: „Wir werden 50.000 Menschen töten müssen: 25.000 Staatsfeinde, 20.000 Sympathisanten und wir werden 5.000 Fehler machen“ (zit. nach Linz/Stepan 1996: 190).

Die Eskalation des Beagle-Konflikts von 1978 und der Falklandkrieg von 1982 schwächten das Regime. Auch die mittlerweile desaströse wirtschaftliche Lage machte dem Regime zu schaffen. Im Juli 1982 wurde General Reynaldo Benito Bignone zum Präsidenten ernannt. Interne Kämpfe im Militär brachen aus, Marine und Luftstreitkräfte stiegen aus. Das Militär kündigte für spätestens Ende 1983 Wahlen an.

Im Oktober 1983 wurde Raúl Alfonsín zum Präsidenten gewählt. Seine erklärten Ziele waren die Aufarbeitung der Menschenrechtsverletzungen und die

Linksperonismus zugeordnet“ (Quelle: http://www.sozialwiss.uni-hamburg.de/publish/Ipw/Akuf/kriege/104_argentinien.htm).

³⁵ Die AKUF spricht von 1968 bis 1977 von einem Krieg zwischen dem Staat Argentinien und den *Montoneros*, sowie ab 1970 der marxistischen Guerillaorganisation *Ejército Revolucionario del Pueblo* (ERP) (Quelle: http://www.sozialwiss.uni-hamburg.de/publish/Ipw/Akuf/kriege/104_argentinien.htm).

Normalisierung der außenpolitischen Beziehungen. Das postautoritäre System nach 1983 zeichnete sich durch eine „verhältnismäßig weitgehende Konsolidierung der Demokratie“ aus (Röhrich 2001: 73).

6.2. Argentinens Chilepolitik 1966 - 2000

Traditionell war die argentinische Außenpolitik von der nach dem argentinischen Außenminister Luis María Drago benannten Drago-Doktrin geprägt. Das Prinzip der Nicht-Intervention und die Ablehnung jeglicher Form von Gewalt in der Region bestimmten die Außenpolitik der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts (vgl. Flesmes 2003: 11)

Später wies die argentinische Außenpolitik „beträchtliche Diskontinuitäten“ auf (Mullins 2006: 47). Sie bewegte sich zwischen den Polen „Nationalismus und Internationalismus, Selbstbehauptung und Unterordnung, hegemoniale Bestrebungen und Pragmatismus, Neutralität und Blockpolitik“ (Vacs 2003: 288). Konstanten waren unter anderem ein „territorialer Nationalismus“ und häufig auch ein „hegemonialer Anspruch in der Region“ (ebd.). Diese wandelten sich nach der Transition zur Demokratie.

Die Problematik dieser Zerrissenheit war, dass die Militärs mit ihrer nationalistischen Politik einen Gegenpol zu einer als unterwürfig empfundenen, USA-treuen Politik proklamierten. Das argentinische Volk hatte so scheinbar die Wahl zwischen einer starken Nation mit militaristischer Führung oder der absoluten Unterwerfung unter US-Hegemonie, die für viele stark an die koloniale Vergangenheit erinnerte.

Grund für diese außenpolitische Zerrissenheit war die innenpolitische „chronische Instabilität“: Zahlreiche Regimewandel, Putsche und interne Krisen der unterschiedlichen Regierungen „erschwerten trotz der starken Machtkonzentration in der Exekutive – Ausdruck eines Hyperpräsidentialismus – die Entwicklung und Umsetzung kohärenter außenpolitischer Konzeptionen“ (Bodemer 2002: 403).

Gemäß der These von Mansfield und Snyder vom Bellizismus instabiler Regierungen müsste die argentinische Außenpolitik dementsprechend inkonsistent, nationalistisch und kriegerisch sein.

6.2.1. Die autokratische Phase von 1966 bis 1972

1966 putschten sich die Militärs an die Macht. Die *Junta de Comandantes* war die „bislang repressivste“ Militärregierung, die Argentinien je erlebt hatte (Skidmore/Smith 2001: 93).

Der gewaltsame Machtwechsel bedeutete auch eine außenpolitische Zäsur. Folgen waren erstens eine Annäherung an die USA und deren Ideologie des Kalten Krieges, zweitens ein „aufgewärmter“ territorialer Nationalismus und damit das Wiederaufleben der alten Rivalitäten mit den Nachbarstaaten Brasilien und Chile.³⁶

Dieser „nationalistische *bias* der Außenpolitik des Militärregimes“ äußerte sich auch in den Weigerungen, internationale Abkommen gegen Kernwaffen zu unterschreiben (Barrios 1999: 57).³⁷

Am Beagle-Kanal kam es unterdessen weiter zu Zwischenfällen, alle Verhandlungen blieben ergebnislos (Argentinien hatte 1964 die Lösung durch den Internationalen Gerichtshof vorgeschlagen). Als Chile 1967 vorschlug, den Konflikt gemäß Allgemeinem Schiedsvertrag von 1902 vor ein britisches Schiedsgericht zu bringen, lehnte die argentinische Regierung ab.

Die Beziehungen zwischen Großbritannien und Argentinien standen damals bereits im Zeichen des Konfliktes um die Falklandinseln/Malwinen. Außerdem erhoben sie konkurrierende Ansprüche auf Gebiete in der Antarktis. Aus diesem Grund zweifelte die Onganía-Regierung an einer britischen Unparteilichkeit im Beaglekonflikt (Haffa 1987: 109, Wagner 1992: 117).

Das Gewicht lag bei der neu entfachten regionalen Konkurrenz dennoch eindeutig auf Brasilien und nicht auf Chile.³⁸ Dies bedeutete für Argentinien eine geopolitische Isolierung in der Region. Die Außenpolitik war somit geprägt von einer „Verschärfung der Rivalität mit Brasilien“, die wiederum zu einer „taktischen Annäherung an Chile“ führte (Flemes 2003: 9).

Folgenreich war auch das gespaltene Verhältnis zu den USA: Onganía hatte sich im Sinne einer „Doktrin der ideologischen Grenzen“ an die Vereinigten Staaten

³⁶ Der außenpolitische Nationalismus der Junta äußerte sich etwa in der Weigerung, den lateinamerikanischen Vertrag über Kernwaffenfreiheit (Vertrag von Tlatelolco) und den internationalen Atomwaffensperrvertrag (NPT) zu unterzeichnen.

³⁷ Vertrag von Tlatelolco 1967 und Nichtverbreitungsvertrag (Non-Proliferation-Treaty, NPT) 1969

³⁸ Der nationalistischen brasilianischen Regierung wurden in zahlreichen Publikationen expansionistische Absichten unterstellt. Außerdem schloss Brasilien in den Jahren von 1971 bis 1973 Kooperationsabkommen mit den Putschisten in Bolivien, Chile und Uruguay ab.

angenähert und eine „dependistische“ Außenpolitik verfolgt, die erhoffte ökonomische und militärische Hilfe blieb jedoch aus.

Ab 1970 wandte sich die Junta unter Roberto Levingston und später Alejandro Lanusse enttäuscht von den USA ab (vgl. Puig 1983: 207). Die Junta verhielt sich nun „autonomistischer“ näherte sich über „ideologische Grenzen“ hinweg den lateinamerikanischen Nachbarstaaten an (Puig 1984: 146). Das Ergebnis waren unter anderem engere Beziehungen zu dem sozialistischen Chile unter Salvador Allende (vgl. Vacs 2003: 291).

Besonders Lanusse und Allende trafen sich regelmäßig. Die seltsame politische Verbindung zwischen dem argentinischen Militaristen und dem chilenischen Sozialisten bedeutete die bislang bedeutendste Annäherung der beiden in ihren territorialen Nationalismen gefangenen Staaten (vgl. Parish 2006: 151).

Trotz der unabhängigeren Außenpolitik war die Junta 1971 einverstanden, den Beaglekonflikt an ein Schiedsgericht abzugeben. Levingston und Allende schlossen am 22.7.1971 ein Schiedsabkommen („*compromiso*“) im Sinne des Allgemeinen Schiedsgerichtsvertrag von 1902: „Das Schiedsgerichtstribunal sollte aus fünf Richtern des IGH bestehen, die im Auftrag der britischen Krone die Entscheidung ausarbeiten sollten“ (Haffa 1987: 101).³⁹

Allende akzeptierte diese Forderung.

1972 kündigte Argentinien den Schiedsvertrag von 1902, die rechtliche Grundlage des Schiedsabkommens, mit der Begründung, er sei nicht mehr zeitgemäß. Am 5. April 1972 wurde ein neues Schiedsabkommen zwischen Argentinien und Chile unterzeichnet. Von nun an sollte der IGH und nicht mehr Großbritannien als Schiedsrichter fungieren. Zusammenfassend ist zu sagen, dass diese Entwicklungen und Komplikationen vielmehr im Zeichen einer argentinischen Ablehnung der ehemaligen Kolonialmacht Großbritannien standen und noch keine signifikante Konfrontation zwischen Argentinien und Chile bedeutete.

Das Schiedsgericht nahm seine Arbeit im Juni 1972 auf. Es existierte länger als die Regierungen in Argentinien und Chile, die beide im Jahre 1973 gestürzt wurden. Ein Urteil sollte erst 1977 gefällt werden.

³⁹ Letztendlich war nur ein englischer Richter Mitglied des Schiedsgerichts. Die Zusammensetzung lautete wie folgt: Hardy C. Dillard (USA), Sir Gerald Fitzmaurice (Großbritannien), André Gros (Frankreich), Charles D. Onyeama (Nigeria), Sture Petren (Schweden) (vgl. Haffa 1987: 102, Wagner 1992: 122ff.).

6.2.2. Die demokratische Phase von 1973 bis 1975

Nach den Interimsregierungen unter Héctor Cámpora und Raúl Lastiri kehrte Juan Domingo Perón auf die politische Bühne zurück. Perón behielt die „autonomistische Tendenz“ der autokratischen Regierung bei und setzte den anti-amerikanischen Trend fort. Peróns Außenpolitik war „populistisch-nationalistisch und blockfrei“ (Vacs 2003: 289). Nach Peróns Tod im Juli 1974 versuchte seine Witwe Isabel Perón wachsende politische und ökonomische Probleme mit einer Annäherung an die USA und den Westen im Allgemeinen zu überwinden.

In den Grenzstreitigkeiten gab es keine gravierenden neuen Entwicklungen, das von Allende und Lanusse initiierte Gremium arbeitete weiter an einer völkerrechtlichen Lösung (vgl. Wagner 1992). Beide Länder kooperierten mit dem Gericht und reichten in jenen Jahren die vom Gericht geforderten Schriftstücke mit den jeweiligen territorialen Forderungen ein. Doch Fortschritte in den bilateralen Verhandlungen konnten auch unter der zweiten peronistischen Regierung nicht erzielt werden.

6.2.3 Die autokratische Phase von 1976 bis 1983

In den ersten Monaten der brutalen argentinischen Militärherrschaft schien es durch den ideologischen Konsens der Militärregierungen Videla und Pinochet zu einer Annäherung zu kommen. Die überschneidenden Interessen wirkten was die zwischenstaatlichen Beziehungen anbelangt stärker als die Nationalismen der Militaristen.

Pinochet und Videla hatten sich beide einer liberalen Wirtschaftspolitik und dem „anti-subversiven“ Kampf gegen den Kommunismus verschrieben, der bereits unter Isabel Perón begonnen worden war.

Auch darüber, wie dieser Kampf geführt werden sollte, waren sich die beiden Regierungen einig: Bei der Sechsten Versammlung der OEA⁴⁰ im Juni 1976 in Santiago de Chile wurde die chilenische Regierung wegen Menschenrechtsverletzungen angegriffen; der argentinische Außenminister César

⁴⁰ Organisation Amerikanischer Staaten (*Organización de los Estados Americanos, OEA*)

Guzzetti sprang unterstützend ein und erklärte - passend zur chilenischen Argumentation - die wahren Menschenrechtsverletzer seien die TerroristInnen und nicht die Militärregierungen, die sie bekämpften (vgl. ebd.).

Im September desselben Jahres unterschrieben Guzzetti und der chilenische Außenminister Patricio Carvajal eine „Deklaration gegen internationalen Terrorismus und Kommunismus“. Es folgten weitere vor allem wirtschaftlich-politische Deklarationen, Abkommen und Treffen; darunter ein Abkommen zur friedlichen Nutzung atomarer Energie. Videla argumentierte gar, die argentinisch-chilenische Union ergebe sich aus den „Anforderungen einer geopolitischen Realität“ (zit. nach Cisneros et al. 2000).

Auch war Argentinien Teil der von Pinochet initiierten anti-kommunistischen Verschwörung „Operation Condor“.⁴¹ Diese Kooperation hatte Angaben zufolge bereits vor 1976 bestanden (Touraine 2000).

Die argentinische Junta und ihr Geheimdienst SIDE⁴² erhielt chilenische Unterstützung bei ihren später als „Dreckiger Krieg“ bezeichneten Menschenrechtsverletzungen und politischen Morden.⁴³

Argentinien und Chile waren in ihrer menschenverachtenden Politik über die Staatsgrenzen hinweg Komplizen. Ideologisch und strategisch fanden also eine Annäherung und eine Verbesserung der zwischenstaatlichen Beziehungen statt.

Dies hielt die Putschisten beider Seiten nicht davon ab, sich zur gleichen Zeit „zügello los einem territorialistischen Misstrauen hinzugeben“ (Cisneros 2000). Beide waren besorgt um das regionale Machtgleichgewicht. Dies zeigten die andauernden Grenzstreitigkeiten, vor allem der Konflikt um den Beagle-Kanal und in gewisser Weise später auch der Falklandkrieg. All diese Konflikte waren noch weit von einer Lösung entfernt.

Am 18.02.1977 fällte das Schiedsgericht in der Beagle-Kanal-Frage ein einstimmiges Urteil.⁴⁴ Die Grenze zwischen Argentinien und Chile verlaufe in der Mitte des Beagle-Kanals, die drei Inseln Picton, Nueva und Lennox, sowie die umliegenden Inselchen gehören zu Chile (vgl. Haffa 1987: 104, Wagner 1992: 132/133).

⁴¹ „Operation Condor“ (*Operación Condór*) war eine 1975 begonnene und bis in die 80er bestehende Kampagne der Geheimdienste von Argentinien, Chile, Paraguay, Uruguay, Bolivien und Brasilien. Eine eventuelle Involvierung der USA wird bis heute diskutiert.

⁴² *Secretaría de Inteligencia de Estado*, Sekretariat des staatlichen Nachrichtendienstes

⁴³ „Guerra Sucia“

⁴⁴ Verkündet wurde das Urteil am 2. Mai von der englischen Königin.

Die Junta war enttäuscht und erklärte die Gerichtsentscheidung etwa ein Jahr später, am 25.01.1978 für null und nichtig („*insanablemente nula*“).⁴⁵

Nur einen Tag später wies die chilenische Regierung die Nichtigkeitserklärung Argentinien zurück (Wagner 1992: 166). Das Schiedsgericht bekräftigte das gefällte Urteil. Anfang Dezember 1978 standen beide Länder am Rande eines Krieges, beide Seiten hatten Truppen mobilisiert.

Erst Ende der Neunziger Jahre wurde bekannt, wie nah ein Zusammenstoß der beiden Länder wirklich gewesen war. Wie sich herausstellte, gab es schwere Differenzen innerhalb der Junta zwischen den eher um eine friedliche Lösung bemühten Militärs auf der einen (allen voran Staatspräsident Jorge Rafael Videla und Armeechef Roberto Eduardo Viola) und einigen kriegstreibenden, im Geheimen agierenden Oberbefehlshabern (u.a. Vaquero, Mason und Menéndez) auf der anderen Seite.⁴⁶

Das der Krieg dennoch nicht ausbrach ist einem meteorologischen Zufall und der Vermittlung durch einen Gesandten des Papstes zu verdanken. Eine kurze Chronologie der Ereignisse soll verdeutlichen, wie nahe die argentinische Junta an einem Krieg vorbeischlitterte:

25.01.1978

Die Junta erklärte den Schiedsspruch des internationalen Schiedsgerichtes für null und nichtig. Die Verhandlungen waren in einer Patt-Situation angelangt.

Im Februar trafen sich Pinochet und Videla im chilenischen Puerto Montt und schlossen ein erneutes Abkommen, das eine Frist von sechs Monaten beinhaltete. Als diese abgelaufen war, erklärten beide Seiten das Abkommen von Puerto Montt für

⁴⁵ Die argentinische Regierung führte sechs Gründe, aus denen sich diese Nichtigkeit ergebe (vgl. Wagner 1992: 155 ff.). Generell ist die Verweigerung eines Schiedsspruches legitim, die argentinischen Einwände stellten jedoch Völkerrechtlern zufolge keinen Nichtigkeitsgrund dar, das Verhalten somit völkerrechtswidrig (vgl. ebd. 165 ff.). Hier soll jedoch nicht auf die gegensätzlichen Ansprüche im Einzelnen eingegangen werden, da sie für den Gegenstand der Arbeit irrelevant sind.

⁴⁶ Die vollen Namen der bellizistischen Generäle lauten: José Antonio Vaquero (5. Kompanie, mit Sitz im Süden des Landes), Carlos Guillermo Suárez Mason (1. Kompanie, Buenos Aires) und Luciano Benjamín Menéndez (3. Kompanie, Córdoba). Besonders Menéndez war bekannt für seine anti-chilenischen und kriegstreiberischen Aussagen: „Wenn uns die Regierung erlaubt, die Chilenen anzugreifen, werden wir sie bis hinauf zur Osterinsel jagen. Wir werden Neujahr im Palast La Moneda feiern und danach Champagner in den Pazifik pinkeln“ („*Si nos dejan atacar a los chilotos, los corremos hasta la isla de Pascua, el brindis de fin de año lo hacemos en el Palacio La Moneda y después iremos a mear el champagne en el Pacífico*“) (zit. nach Bravo 2003).

gescheitert. Argentinien brüskierte durch Truppenbewegungen und demonstrative Militärübungen. Das militärisch überlegene Land „verfolgte (..) die Taktik, durch massiven militärischen Druck die chilenische Seite zum Einlenken und zur Annahme der argentinischen Maximalforderungen zu zwingen“ und ließ auch nicht davon ab, als Pinochet in einem persönlichen Brief an Videla den Rückzug der Truppen forderte (Haffa 1987: 139).

Zu einer kurzfristigen Annäherung kam es, als Chile den Einsatz eines „politischen Vermittlers“ vorschlug.⁴⁷ Argentinien akzeptierte. Dies ist auf die Kabinettsumbildung am 24. Oktober 1978 zurückzuführen, die eine Stärkung der gemäßigten Militärs um Videla zur Folge hatte. Luftwaffengeneral a.D. Carlos Pastor, ein Schwager Videlas wurde neuer Außenminister. Die Kontrolle des Außenministeriums durch die als kompromissfeindlich bekannte Marine war beendet (vgl. Haffa 1987: 140).

Doch parallel schürte die argentinische Regierung durch militärische Drohgebärden und mediale Kampagnen im Inland Kriegshysterie.⁴⁸ Die Militärregierung schien gespalten. Gerüchte über den geheimen Angriffsplan „Operation Souveränität“ (*Operación Soberanía*) erreichten die Spitze der Junta. Dieser sah folgende Vorgehensweise vor:

- Zunächst sollte der argentinische Botschafter in den USA, Enrique Ros, eine diplomatische Offensive starten. Er sollte vor dem UNO-Sicherheitsrat, auf den strittigen drei Inseln und fünf weiteren⁴⁹ befänden sich illegalerweise chilenische militärische Kräfte.
- In einem zweiten Schritt sollten dann die dem Beagle-Kanal vorgelagerten Inseln (PNL) besetzt werden.
- Schließlich sollten die drei Inseln im Kanal sowie das chilenische Festland in einer kombinierten Operation besetzt werden.

Ziel des Planes war folgendes:

- Die volle Souveränität über die drei strittigen Inseln

⁴⁷ Als mögliche Vermittler wurden damals König Juan Carlos von Spanien, UN-Generalsekretär Kurt Waldheim und Papst Johannes Paul II. genannt (Haffa 1987: 140).

⁴⁸ Die Regierung ließ im Süden und in Buenos Aires Verdunklungsübungen durchführen, die Medien berichteten über verstärkte Rüstungseinkäufe und Manöver im Süden, das Erziehungsministerium riet wegen einer möglichen Schließung der Schulen zu vorgezogenen Prüfungen (vgl. Haffa 1987: 140).

⁴⁹ Isla Deceit, Isla Freycinet, Isla Herschel, Isla Wollaston, Isla de Hornos

- Der exklusive Zugang zu der strittigen Zone
- Der Einsatz von Waffengewalt, sollte sich Chile nicht an die so hergestellte „argentinische Souveränität“ halten

(vgl. Amato/ Pavon 1998)

15.12.1978

Weder Videla noch Viola schienen in der Lage, sich durchzusetzen und zu verhindern, dass die ihnen untergebenen Generäle ihre Pläne konkretisierten und alles darauf vorbereiteten, den Konflikt eskalieren zu lassen (Amato/ Pavon 1998).

Videla wandte sich an den Nuntius Pío Lagho. Dieser sandte ein Telegramm an den Papst, mit der Bitte einzuschreiten. Am selben Tag brachte der Chef des Marine-Geheimdienstes, Demetrio Casas, ein geheimes Dokument in Umlauf.⁵⁰ Es enthielt „Besondere politische Vorschriften für die südliche Zone für die Zeit nach der Ausübung der Souveränität auf den strittigen Inseln“.⁵¹ Hinter dem pompösen Titel verbarg sich nichts Geringeres als ein Plan für die Zeit nach einer Okkupation der Inseln, was einen argentinisch-chilenischen Krieg bedeutet hätte.

Chile erfuhr aus „nordamerikanischen Geheimdienstkreisen“ von den argentinischen Besetzungsplänen (Haffa 1987: 141).

Eine militärische Konfrontation schien mittlerweile unvermeidlich. Das militärisch überlegene Argentinien rechnete mit einem ausgedehnten Krieg entlang der ganzen Grenze (Haffa 1987: 141, Calvert 1990:49).

19.12.1978

Argentinien schloss alle Grenzübergänge nach Chile.

20.12.1978

Die geplante Operation sollte nun in die Tat umgesetzt werden. Doch ein starkes Gewitter mit meterhohen Wellen verhinderte das Auslaufen der Kriegsschiffe und der Amphibienfahrzeuge, den Start der Helikopter und die Besetzung der Inseln durch die Kampfschwimmer (*buzos tacticos*) der Marine (vgl. Amato/Pavon 1998).

⁵⁰ Die Empfänger waren zunächst Außenminister Carlos Washington Pastor und Vizeadmiral Gualter Allara.

⁵¹ („*Instrucciones Políticas Particulares para la Zona austral para la Etapa Posterior a la Ejecución de Actos de Soberanía en las Islas en Litigio*“)

Die Aktion wurde von den Generälen auf den 22.12.1978 verschoben.

22.12.1978

An diesem Tag sollte der zweite Versuch stattfinden, die Operation durchzuführen. Ein namentlich nicht erwähnter Oberstleutnant eines Gebirgsregiment berichtete später, seine Patrouille habe in jener Nacht gegen zehn Uhr die chilenische Grenze überschritten und sei in chilenisches Gebiet eingedrungen. Ob dies der Wahrheit entspricht ist bis heute nicht geklärt. Sollte dies jedoch der Fall gewesen sein, so kann nur von Glück die Rede sein, dass die Truppen nicht von chilenischen ZivilistInnen oder Militärs entdeckt wurden (vgl. Cisneros 2000).

Parallel dazu wurden die ersten Schritte in der päpstlichen Vermittlung unternommen. Papst Johannes Paul II. kündigte die Reise eines persönlichen Gesandten nach Argentinien und Chile an. Kardinal Samoré traf am 26.12. in Buenos Aires ein.

08.01.1979

Die Regierungen beider Länder unterzeichneten die „Akte von Montevideo“, die offiziell den Papst als Vermittler vorsah.

23.01.1979

Papst Johannes Paul II. nahm das Amt des Vermittlers und Schiedsrichters an. Er setzt offiziell Kardinal Samoré als Vermittler ein. Argentinische und chilenische Vertreter trafen sich in den folgenden Jahren 189 Mal zu Gesprächen im Vatikan (Wagner 1992: 182).

Ein militärischer Konflikt war erfolgreich abgewendet worden.

Der „päpstliche Vorschlag“ (*propuesta papal*) vom 12.12.1980 kam schließlich im Großen und Ganzen zum gleichen Schluss wie das vorher bemühte Schiedsgericht und urteilte damit zugunsten Chiles. Die argentinische Regierung lehnte nach zweimonatiger Bedenkzeit abermals ab.⁵²

⁵² In Argentinien kam es in der Folge zu einem offenen Streit zwischen Politik und katholischer Kirche, welche die Angriffe auf die Autorität des Papstes verurteilte (vgl. Haffa 1987: 152).

Anfang bis Mitte des Jahres 1981 verschlechterten sich die Beziehungen abermals. Unter anderem verhafteten argentinische Soldaten mehrere Chilenen unter dem Verdacht der Spionage. Chile verhaftete im Gegenzug zwei argentinische Offiziere, Argentinien sperrte die Grenzen. Bei einer Sondersitzung in Rom kam es zu einem Affront durch den chilenischen Konteradmiral Francisco Ghisolfo Anaya, der ein südatlantisches Verteidigungsbündnis unter Ausschluss Argentiniens forderte. Nach einem persönlichen Schreiben des Papstes gelang schließlich ein Austausch der Gefangenen.

Das päpstliche Urteil hatte zwar den Schiedsspruch von 1977 bestätigt, doch die Spannungen blieben bestehen, die Verhandlungen waren in einer Sackgasse angelangt.

Im Dezember 1981 enthob Heereschef Leopold Galtieri den erkrankten Präsidenten Viola seines Amtes. Galtieri war ein Gegner der „weichen Linie“ Violas, er galt als innen- und außenpolitischer „Falke“ und war einer jener Bellizisten gewesen, die sich 1978 für einen Militärschlag engagiert hatten. Eine Einigung mit Chile wurde unwahrscheinlicher als jemals zuvor (Haffa 1987: 156).

Im Januar 1982 kündigte Argentinien wiederholt den Schiedsvertrag von 1902, der Großbritannien als Vermittlerin vorsah. Dies geschah vor dem Hintergrund der zunehmenden Spannungen zwischen Argentinien und Großbritannien bezüglich der Falklandinseln/Malwinen.

Die Regierung Galtieri kündigte eine außenpolitische Wende an: sie gab an, die Passivität und Defensivität ihrer Vorgänger beenden und eine führende Rolle in den Verhandlungen übernehmen zu wollen.

In einem Schreiben schlug sie der chilenischen Regierung vor, ein neues bilaterales Abkommen zu schließen, das unter anderem einen Rüstungsstopp beinhalten sollte.

Es folgten weitere Verhandlungen. Die chilenische Junta pochte weiterhin auf eine völkerrechtliche Lösung, da diese den chilenischen Vorstellungen entsprechen würde, wie die bisherigen Urteile des Schiedsgerichtes und des Papstes gezeigt hatten.

Die argentinische Offensive muss daher als weitere Verzögerungstaktik gewertet werden. Die Politik der Galtieri-Ära unterschied sich in der Praxis also nicht von der blockierenden Vorgehensweise ihrer Vorgänger.

Auch die mittlerweile seit drei Jahre andauernden Bemühungen des Papstes waren „ziemlich ernüchternd“ (Haffa 1987: 161).

Ab Frühjahr 1982 verschärfte sich die innenpolitische Situation, Demonstrationen gegen die Wirtschaftspolitik der Junta häuften sich. Das Land befand sich nun im Stadium einer beginnenden Transition, die Militärs kämpften um ihr politisches Überleben. Spätestens der Falklandkrieg, der am 2. April 1982 begann, beendete vorerst die argentinisch-chilenischen Streitigkeiten um den Beagle-Kanal.⁵³

Wie später durch Aussagen ehemaliger Generäle bekannt wurde, waren die chilenischen Streitkräfte am Falklandkrieg beteiligt (siehe Kapitel 6.4.2 über die chilenische Außenpolitik unter Pinochet).

Dies war das Ergebnis der chilenischen Besorgnis, Argentinien könne den Falklandkrieg auf den Beagle-Kanal oder gar das chilenische Festland ausweiten (vgl. Urbina 1982). Nach der Besetzung der Falklandinseln/Malwinen schürte Galtierei diese Ängste mit der Erklärung, dies sei erst der Beginn der Lösung der „südlichen Grenzprobleme“ (Haffa 1987: 166). Gerüchte über einen neuen argentinischen Geheimplan machten die Runde (ebd.).

Chile verurteilte die argentinische Aktion, blieb aber offiziell unbeteiligt. De facto war die chilenische Regierung jedoch „fast schon offenkundig“ involviert (Gordon 1984: 92): Zum einen soll sie britischen Truppen Infrastruktur zur Verfügung gestellt haben (vgl. Haffa 1987: 166 ff.), zum anderen durch Überwachungstätigkeiten aktiv mitgewirkt haben.⁵⁴ Chiles Verhalten im Falklandkrieg muss im Zusammenhang mit dem immer noch nicht gelösten Beagle-Konflikt gesehen werden.

„Das Falklanddisaster zeigte, wie unberechnbar und riskant das Vorgehen des Militärs wirklich sein konnte“ (Acuña 1994: 57). Für die argentinische Junta war der Falklandkrieg eine „außen- wie innenpolitische Bankrotterklärung“ (Barrios 1991: 120). Marine und Luftwaffe zogen sich wegen innerer Kämpfe als erste aus der Junta zurück, das Regime zerstörte sich selbst von innen heraus.

⁵³ Der Falklandkrieg ist als Folge dieser beginnenden Transition und somit als Legitimationsversuch der Junta zu sehen. Die Junta handelte willkürlich: „Die Aggressivität der argentinischen Militärs, die in keinsten Weise ziviler Kontrolle unterlag, führte zu der anfänglichen Besetzung der Inseln und zu der Entscheidung einen potentiell kostspieligen Krieg um deren Kontrolle zu führen“ (Arquilla/ Rasmussen 2001: 746).

⁵⁴ Gemäß Aussagen des chilenischen Generals i.R. Fernando Matthei, die der argentinischen Tageszeitung *Rio Negro* zitiert wurden:
<http://www.rionegro.com.ar/arch200509/01/n01n08.php>

6.2.4 Die demokratische Phase von 1984 bis 2000

Die Nachwirkungen des plötzlichen, gewaltsamen institutionellen Bruchs auf die argentinische Außenpolitik waren sehr deutlich. Die „Kombination aus massiver Brutalität und elendigem Versagen“ hatten schließlich zum Niedergang der Junta geführt. Argentinien war traumatisiert und kämpfte nun um eine neue innen- und außenpolitische Identität.

Im Dezember 1983 gewann die UCR⁵⁵ unter Raúl Alfonsín die demokratischen Wahlen, wobei die Demokratisierung des Landes bis zu 18 Monate dauern sollte. Alfonsíns innenpolitische Hauptaufgabe war die Aufarbeitung der Verbrechen der Junta in Gerichtsverfahren, die beinahe zum Zusammenbruch der jungen Demokratie führten (Linz/Stepan 1996: 192 ff.).

Alfonsíns außenpolitische Ziele waren „ein neuer Realismus und Pragmatismus“ und Blockfreiheit (Bodemer 2002: 404).

Es gelang der Regierung Alfonsín, „die explosive Stimmung mit Chile in kurzer Zeit zu entschärfen“ (De Hoyos 1990: 73).

1985 ließ Alfonsín das „Beagle-Plebiscit“ als Vorbereitung eines Grenzvertrages mit Chile durchführen.⁵⁶ Zur Debatte stand die Abtretung des Beagle-Kanals an Chile, das Volk stimmte zu. Im selben Jahr wurde „Frieden- und Freundschaftsvertrag zwischen Argentinien und Chile“⁵⁷ unterzeichnet, der bereits 1984 formuliert worden war. Der Vertrag stützte sich auf die päpstliche Vermittlung und besiegelte die Beilegung des Beagle-Kanal-Konfliktes.

Alfonsín bereitete so den Weg zur Annäherung an Chile, den auch die Regierung Meném ab 1989 gehen sollte (Escudé 1997: 4). Besonders Außenminister Guido di Tella war ab 1991 bemüht, Lösungen für alle noch bestehenden Grenzfragen mit Chile zu finden. Fast alle Streitfragen konnten schnell geklärt werden. Die verbleibenden letzten beiden Konflikte um die *Laguna del Desierto* (*Lago del Desierto*) und die Kontinentaleis-Gebiete (*Campos de Hielo*) konnten in den folgenden Jahren gelöst werden: Der Streit um die *Laguna del Desierto* wurde vor ein internationales Schiedsgericht gebracht. Die Entscheidung, die zugunsten

⁵⁵ Radikale Bürgerunion (*Unión Cívica Radical*). Die „Radikalen“ (*radicales*) sind eine am ehesten als sozialdemokratisch zu bezeichnende Partei, die 1891 gegründet wurde. Zu Anfang war die Partei sehr heterogen, einziges verbindendes Element war die Auflehnung gegen die mächtigen Hacienda-Barone (Rehrmann 2005: 235).

⁵⁶ *Plebiscito Beagle*

⁵⁷ *Tratado de Paz y Amistad entre Argentina y Chile*

Argentinien ausfiel, wurde 1994 von Chile akzeptiert. Im Falle des Kontinentaleises war die Lage schwieriger, 1999 konnte jedoch ein Kompromiss gefunden werden (Romero 2002: 303).

Somit wurde mit dem Kontinentaleisvertrag vom 2. Juni 1999 der letzte Grenzkonflikt beigelegt und einvernehmlich geregelt (vgl. Bodemer 2002: 418).

Interessant ist in diesem Kontext, dass die Friedensbemühungen bereits in der gemischten Dyade begannen, zu einer Zeit also, als Argentinien bereits demokratisch, Chile aber noch autokratisch regiert wurde. Auch konnte Alfonsín bereits erste Erfolge erzielen, wie den Vertrag von 1984.

Die stark wirtschaftspolitische Orientierung und die möglichst effiziente und an Kosten-Nutzen-Abwägungen orientierte Außenpolitik unter Meném bedeuteten einen Bruch. Die Außenpolitik wurde unter Meném und Di Tella „explizit als Funktion des internen Strukturanpassungsprozesses begriffen, bzw. in den Dienst der mit den marktwirtschaftlichen Strukturreformen verfolgten Ziele gestellt“ (Barrios 1999: 365). In diesem Sinne schlossen die Außenminister Argentinien und Chiles am 02. August 1991 das neue Handelsabkommen ACE 16, das die wirtschaftlichen und politischen Verflechtungen der beiden Länder institutionalisierte.⁵⁸

Im April 1996 kam es schließlich zu einer erneuten Konsolidierung des Beagle-Kanal-Friedens. Meném und Frei unterzeichneten mehrere Abkommen, die beiden Ländern den Zugang zu Atlantik und Pazifik erleichterten.

6.3. Regimewandel in Chile von 1966 bis 2000

Chile verfügte vor 1973 über ein „relativ stabiles politisches System“ (Röhrich 2001: 64) und die „älteste und dynamischste Demokratie in Lateinamerika“ (Parish 2006: 153).

Doch „instabile Mehrparteienkoalitionen erschwerten das Regieren. Ein Problem, das von Chiles starrem Klassensystem und einer wachsenden ideologischen Konfrontation nach dem Zweiten Weltkrieg verstärkt wurde“ (Parish ebd.).

Dies erklärt, warum Russett/Maoz das chilenische Regime bis 1973 als anokratisch bezeichnen. Von 1964 bis 1970 herrschten in Chile christdemokratische

⁵⁸ Acuerdo de Complementación Económica Argentina y Chile, Número 16 (ACE 16), http://www.sice.oas.org/Trade/argchi/indice_s.asp

Regierungen, von 1970 bis 1973 die sozialdemokratische Unidad Popular (UP) unter Salvador Allende.

Nach dem „in der Geschichte Südamerikas im 20. Jahrhundert gewalttätigsten Putsch“ am 11. September 1973 wurde Chile autokratisch regiert (Skidmore/Smith 2001: 131).

Die Diktatur wurde ursprünglich von Augusto Pinochet als *primus inter pares* geführt, er transformierte das System allerdings schließlich zur persönlichen Diktatur. Das Regime Chile ab 1973 ist somit auch als Monokratie oder Pinochetismus zu bezeichnen. Wegen der außergewöhnlichen personellen Machtkonzentration bezeichnet Remmer das Pinochet-Regime als „sultanistisch“ (Remmer 1991).⁵⁹

Die chilenische Militärherrschaft unterschied sich sehr von der argentinischen. Pinochet und seine Gefolgschaft waren in der Gesellschaft weniger isoliert als das Videla-Regime.

In ihrer menschenverachtenden Politik glichen sich die Regime dagegen sehr. Unter Pinochet wurden mindestens 2050 Menschen Opfer politischen Mordes.⁶⁰ Mindestens 27.255 Menschen wurden in Gefängnissen und Konzentrationslagern festgehalten, 94 % von ihnen waren Opfer brutaler Foltermethoden.⁶¹ Wie auch Argentiniens Junta geriet der Pinochetismus damit international in scharfe Kritik. Doch besonders Pinochets Wirtschaftskurs fand auch AnhängerInnen.⁶²

Dies ist umso erstaunlicher als Pinochets Ära keine langfristigen wirtschaftlichen Erfolge erzielen konnte: Nach einem kurzen ökonomischen Aufschwung Ende der 70er Jahre kam es zu Beginn der 80er Jahre zu einer drastischen Rezession (Rector 2003: 185).

1990 wurde Pinochet schließlich nach einem Plebiszit abgewählt. Es fand eine „Transition von oben“ statt, das System kehrte zurück zu einer Präsidialdemokratie.

⁵⁹ Remmer zitiert Pinochet: „Kein Blatt bewegt sich in diesem Land, wenn ich es nicht bewege!“ (*Not a leaf moves in this country, if I am not moving it!*) (Remmer 1991: 138).

⁶⁰ Abschlussbericht der chilenischen Kommission für Wahrheit und Versöhnung (*Comisión de la verdad y reconciliación*)

Quelle: <http://www.cverdad.org.pe/>

⁶¹ Abschlussbericht der chilenischen Valech-Kommission (Nationale Kommission für politische Festnahmen und Folter, *Comisión Nacional sobre Prisión Política y Tortura*)

Quelle: <http://www.comisiontortura.cl/>

⁶² Als prominente Anhängerin seiner liberalen Wirtschaftspolitik galt die damalige britische Premierministerin Margaret Thatcher. Pinochets Unterstützung im Falklandkrieg verstärkte diese transatlantische Freundschaft bis über das Ende der politischen Ära Pinochets hinaus.

Die Transformation in Chile dauerte allerdings vergleichsweise lang. Tief verwurzelt waren autoritäre Elemente in Politik, Gesellschaft und Militär.⁶³

Für diese Hinterlassenschaften auf institutioneller, ethisch-symbolischer und politisch-personeller Ebene prägte der chilenische Politikwissenschaftler Manuel Antonio Garretón den Begriff „autoritäre Enklaven“ (Garretón 2003). Neben den antidemokratischen Elementen in Verfassung und Gesetzen spiegelte sich dies auch im Umgang mit den Menschenrechtsverletzungen wider. Die Aufarbeitung der Verbrechen der Junta war das Problem, welches das Klima der Transition am meisten vergiftete (vgl. O'Donnell/ Schmitter/ Whitehead 1986).

Personell blieben ein harter Kern des Pinochetismus und eine generell große Macht des Militärs bestehen. Pinochet hatte vorgesorgt und noch kurz vor dem Machtwechsel wichtige Posten in der Judikative (Mitglieder des Verfassungshofes), der Legislative (designierte Senatoren) und in der Wirtschaft mit seinen Anhängern besetzt. Da der Senat allen Verfassungsänderungen zustimmen musste, hatten die Pinochetisten damit auch nach 1990 die Blockademehrheit.

Das chilenische System ab 1990 als demokratisch zu bezeichnen ist also problematisch. Vielmehr wäre es vor allem in den ersten Jahren der Definition von Ottaway zufolge eher als semi-autoritär zu bezeichnen (Ottaway 2003: 3).

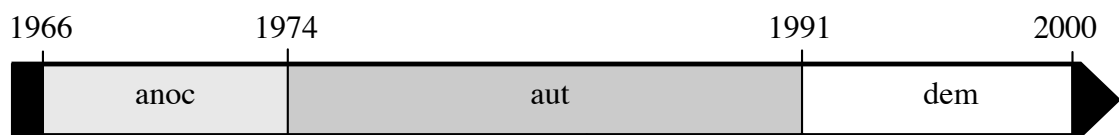
Diese Arbeit orientiert sich wie bei allen anderen drei Ländern an Russett/Maoz und Polity IV. Daraus ergibt sich folgende Einteilung:

1. 1966 – 1973 anokratisch
2. 1974 – 1990 autokratisch
3. 1991 – 2000 demokratisch

(Russett 1993: 94; Polity IV-Länderbericht Chile⁶⁴)

⁶³ Neben dem aus 120 MitgliederInnen bestehenden Abgeordnetenhaus regiert der Senat mit 38 gewählten und neun „ernannten“, bzw. designierten Senatoren, davon vier ranghohe Militärs (Röhrich 2001: 65).

⁶⁴ <http://www.systemicpeace.org/polity/chl2.htm>



Grafik 2: Regimetypen in Chile 1966 - 2000

6.4. Chiles Argentinienpolitik von 1966 bis 2000

Die chilenische Außenpolitik war stets von einem Gefühl der Bedrohung durch eine Hegemonialmacht wie die USA⁶⁵, der europäischen Staaten oder regionaler Rivalen wie Argentinien geprägt. „Dieses Gefühl der *vulnerabilidad*“⁶⁶ wurde durch „die jahrzehntelange Rivalität mit dem mit überlegenen Machtressourcen ausgestatteten Nachbarn Argentinien“ genährt und führte zu „Bedrohungsszenarien hinsichtlich der territorialen Integrität“ (Flemes 2003: 10 ff).

Die chilenisch-argentinischen Beziehungen oszillierten zwischen einer „Phraseologie der Brüderlichkeit“ und einem „gegenseitigen Mißtrauen und konfligierenden geopolitischen Interessen“ (Barrios 2004: 458).

Dennoch hielt Chile meist an der Bevorzugung multilateraler Verhandlungen und einem „legalistischen Stil“ fest (ebd.; vgl. auch Haffa 1987: 458, Pittman 1984: 127 ff.).

Ab 1973 fand mit dem Putsch ein „tiefer und radikaler Bruch“ in der chilenischen Außenpolitik statt und damit eine Abkehr von den Traditionen des Multilateralismus. Das Verhältnis zu Argentinien gestaltete sich trotz ideologischer Komplizenschaft zunehmend gespannter. Gegen Ende der Militärdiktatur hatte Chile kaum noch internationale Partner (vgl. Barrios 2004: 461).

6.4.1 Die anokratische Phase von 1966 bis 1973

Die Außenpolitik der Regierung von Eduardo Frei Montalvo (1964 – 1970) und Außenminister Gabriel Valdés stand im Zeichen der traditionellen Westorientierung

⁶⁵ Wie Argentinien schwankte vor allem das Verhältnis zu dem nördlichen Nachbarn zwischen Amerikanismus und Nationalismus (vgl. Pittman 1984: 125).

⁶⁶ Verwundbarkeit

und einer starken USA-Bindung. Das Verhältnis zu den USA verschlechterte sich jedoch ab Ende der 60er Jahre mit deren anti-kommunistischer *Containment*-Politik in Lateinamerika, denn Chile war an einer verstärkten politischen Integration in der Region gelegen. Wie das Nachbarland Argentinien orientierte sich Chile nun verstärkt nach Europa, aber auch hin zu den Ländern der Sowjetunion und Kuba (Morandé 2003: 248).

Die Annäherung zwischen Argentinien und Chile, die vor allem von Arturo Frondizi (1958 – 1962) und Jorge Alessandri in den beginnenden 60er Jahren begonnen worden war, wurde auch unter Eduardo Frei Montalva ab 1964 fortgesetzt. Wirtschaftlich waren die beiden Länder mittlerweile stark verflochten, politisch sorgte jedoch vor allem der Konflikt um den Beagle-Kanal immer noch für Unstimmigkeiten.

Nach zahlreichen fruchtlosen Verhandlungsrunden, die Argentinien's Vorschlag gefolgt waren, den Disput durch den IGH lösen zu lassen, rief Chile am 11. Dezember 1967 gemäß Allgemeinem Schiedsvertrag von 1902 die britische Regierung als Schiedsrichterin an.

Die argentinische Regierung wies ein britisches Gericht wegen bereits bestehende Spannungen in der Falklands/Malwinen-Frage ab und forderte ein internationales Gericht (vgl. Wagner 1992: 116).

Ab 1970 fand unter Salvador Allende eine erneute Annäherung statt. Allende distanzierte sich im Sinne seiner anti-imperialistischen Rhetorik von den USA. Chile suchte den Kontakt zu allen lateinamerikanischen Regierungen, unabhängig von deren Ideologie. Allende war bemüht, die Gemeinsamkeiten beider Länder gegenüber den USA zu betonen (vgl. Barrios 1999: 132).

Vor diesem Grund erklärt sich auch Allendes Annäherung an seine ideologisch konträren argentinischen Gegenüber Roberto Levingston und Alejandro Lanusse. Gemeinsam waren sie bemüht, eine Lösung des Konfliktes um den Beagle-Kanals zu erreichen.

Allende willigte zu den argentinischen Forderungen ein, das internationale Schiedsgericht begann noch im selber Jahr seine Arbeit.

6.4.2 Die autokratische Phase von 1974 bis 1990

Nach Allende erfolgte eine Zäsur in den chilenisch-argentinischen Beziehungen. Diktator Augusto Pinochet stand in der Tradition eines geopolitischen Realismus und argumentierte, sein Land sei in der Vergangenheit geopolitisch von anderen Staaten benachteiligt worden. Das Ziel musste demnach sein, die verloren gegangene Macht zurückzuerlangen (vgl. Child 1984: 31, Flandes 2003: 13, Parish 2006: 159). Es blieb jedoch vorwiegend bei rhetorischem Chauvinismus.

Die multilateralen Beziehungen Chiles waren zwar generell von „Rückzug (Andenpakt), Inaktivität bzw. Absentismus (Blockfreienbewegung) und Isolation (UNO)“ geprägt (Barrios 1999: 137). Pinochet hielt aber am traditionell legalistischen Stil der chilenischen Außenpolitik fest, auch während der Krise mit Argentinien im Jahre 1978.

Mit der argentinischen Junta bestand ab 1976 zunächst ein enges Bündnis. Besonders als Pinochet wegen Menschenrechtsverletzungen international an den Pranger gestellt wurde, stand ihm Videla als ideologischer Komplize zur Seite. Beide betonten ihre antikommunistischen ideologischen Übereinstimmungen (Cisneros 2000, vgl. Kapiteln 6.2.3).

Als die chilenische Geheimpolizei DINA⁶⁷ im Juni 1976 den ehemaligen Verteidigungsminister der sozialistischen Allende-Regierung, Orlando Letelier, ermordete⁶⁸, wurde sie bei der Vorbereitung von der ultrarechten argentinischen Geheimorganisation „Milicia“ unterstützt (ebd.).

Doch trotz aller geheimen, „anti-subversiven“ und auch wirtschaftlichen Kooperation, waren sich die Regierungen im Beagle-Konflikt weiter uneinig.

Als die Queen im Mai 1977 das Urteil des Schiedsgerichts verkündete, beeilte sich Pinochet, das Ergebnis, das zu Chiles Gunsten ausgefallen war, anzuerkennen. Er versuchte auch, das Urteil für eine internationale Rehabilitation Chiles zu nutzen, da ja die „Macht des Rechts“ nun hinter Chile stehe (zit. nach Haffa 1987: 136).

Umso größer war die Enttäuschung, als Argentinien das Urteil für nichtig erklärte. Im Gegenzug erkannte Chile die argentinische Nichtigkeitserklärung nicht an.

Im Dezember 1978 fand ein Gipfeltreffen im südchilenischen Puerto Montt statt, Pinochet und Videla einigten sich auf ein Moratorium, das eine Gewaltverzichtserklärung und einen Dreistufenplan zur Lösung des Konflikts

⁶⁷ *Dirección Nacional de Inteligencia* (Leitung des nationalen Geheimdienstes)

⁶⁸ Das Attentat wurde am 21.09.1976 verübt und war Teil der „Operation Condor“.

beinhaltete. Doch die Frist von sechs Monaten wurde nicht eingehalten, auch dieses Abkommen hatte sein Ziel verfehlt.

Argentinien warf Chile vor, nicht auf Vorschläge eingegangen zu sein, Chile beklagte die argentinischen Truppenbewegungen im Kanal. Trotz mittlerweile chronischer diplomatischer und militärischer Provokationen schrieb Pinochet einen „persönlichen Brief“ an seinen „Freund“ Videla, in dem er den Abzug der Truppen erbat (ebd.: 139).

Pinochet nutzte die von der argentinischen Regierung verbreitete Kriegshysterie, um national und international die eigene Friedfertigkeit und Völkerrechtstreue zu betonen. Er bezeichnete die argentinische Politik als „ultranationalistisch“ (zit. nach Haffa 1987: 141).

Bei einem Außenministertreffen im November 1978 schien sich die Hoffnung auf eine Mäßigung der argentinischen Politik zu bewahrheiten: Außenminister Carlos Pastor willigte ein, den Papst als Vermittler einzusetzen.

Doch die Gerüchte über eine parallel laufende Verschwörung in den Rängen des argentinischen Militärs erreichten schließlich über „nordamerikanische Geheimdienstkreise“ Pinochet (ebd.).

Die Truppen wurden in volle Bereitschaft versetzt, Chile stellte sich auf einen kurzen Krieg im Süden ein und konzentrierte alle Kräfte in dieser Region. Während die Verwirklichung des argentinischen Planes an meteorologischen Zufällen scheiterte arbeitete die chilenische Regierung weiter an einer päpstlichen Vermittlung. Am 22. Dezember verkündete Papst Johannes Paul II., beide Seiten hätten seine Vermittlung angenommen. Eine kriegerische Auseinandersetzung war abgewendet worden, die Verhandlungen allerdings sollten nach Jahre dauern.

Das mittlerweile schlechte Verhältnis zwischen Chile und Argentinien zeigte sich auch an Pinochets Haltung zu den zunehmenden argentinisch-britischen Spannungen im Falkland/Malwinen-Konflikt. Obwohl Chile den Rechtsanspruch Argentiniens auf die Falklands/Malwinen stets aufgrund einer „traditionell antikolonialistischen Position“ heraus unterstützt hatte, sorgte die Besetzung der durch die argentinischen Streitkräfte im April 1982 für große Besorgnis in den Rängen der Junta (Urbina 1982).

Man befürchtete eine Ausweitung des Konfliktes und den (erneuten) Versuch der Besetzung der Inseln im Beagle-Kanal. Manifeste wurden die Bedrohungsängste, als der argentinische „Falke“ Galtieri in einer siegessicheren Rede die Besetzung der

Falklandinseln/Malwinen mit den südlichen Grenzproblemen verband (vgl. Haffa 1987: 166).

Chiles „fast schon offenkundige Unterstützung Großbritanniens im Falklandkrieg“ sorgte in Argentinien für Irritationen (Gordon 1984: 92). So stellte die chilenische Regierung britischen Truppen Infrastruktur zur Verfügung (vgl. (Haffa 1987: 166 ff.; Flandes 2003: 13). Den chilenischen Militärs wurde vorgeworfen, britischen Hubschraubern im Süden des Landes Landeerlaubnis gegeben und den Hafen *Punta Arenas* für Versorgungszwecke angeboten zu haben (vgl. Haffa 1987: 166 ff.).

Der ehemalige Chef der Luftwaffe, Fernando Matthei, erklärte außerdem, das chilenische Militär habe die Briten vor allem durch Abhören und Überwachung des Gegners unterstützt.⁶⁹

Als Gegenleistung für die Kollaboration habe Großbritannien das chilenische Regime mit Flugzeugen, Abwehrraketen und Radaren versorgt, so Matthei.⁷⁰

Chile wollte offiziell neutral bleiben, schien aber willens, Argentinien indirekt - sogar gemeinsam mit dem ehemaligen Kolonialherren Großbritannien - zu schwächen. Wie diese Unterstützung konkret aussah, ist bis heute nicht geklärt. Doch bereits mit indirekter Unterstützung verletzte Chile den lateinamerikanischen Verteidigungspakt TIAR von 1947.⁷¹

Die Beziehungen entspannten sich mit Beginn der argentinischen Transition deutlich, wie der Friedens- und Freundschaftsvertrag von 1984 über die Beendigung des Beagle-Konfliktes zeigt.

6.4.3 Die demokratische Phase von 1991 bis 2000

Mit der Redemokratisierung Chiles standen nun vor allem die wirtschaftlichen Verflechtungen im Vordergrund. 1991 wurde der Vertrag der wirtschaftlichen Komplementierung, ACE 16, von Meném und dem chilenischen Präsidenten Patricio Aylwin unterzeichnet.

⁶⁹ Die Aussagen machte der General zunächst im chilenischen Fernsehen, sie sind in einem Artikel der französischen Presseagentur AFP (Agence France Presse) in der argentinischen Tageszeitung Rio Negro wiedergegeben (<http://www.rionegro.com.ar/arch200509/01/n01n08.php>).

⁷⁰ <http://www.rionegro.com.ar/arch200509/01/n01n08.php>

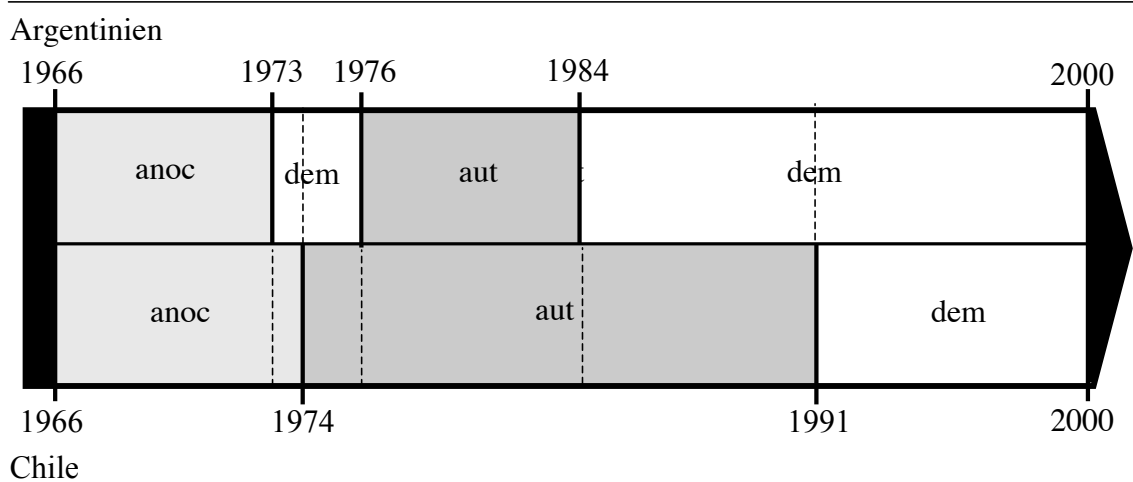
⁷¹ Tratado Interamericana de Asistencia Recíproca, TIAR

1996 wurde schließlich die Crux des Beagle-Konflikts, der Streit um den Zugang zu den Ozeanen, gelöst. Meném und Frei unterzeichneten ein Abkommen, das beiden Ländern die Passage öffnete und den Zugang zu Atlantik und Pazifik garantierte.

6.5. Diachrone Analyse der kombinierten Regimetyp-Phasen

Durch die Kombination der Phasen der argentinischen und chilenischen Regimetypen ergibt sich folgende Einteilung:

Dauer	Argentinien / Chile
1. 1966 – 1973	anoc / anoc
2. 1973 - 1974	dem / anoc
3. 1974 – 1976	dem / aut
4. 1976 – 1983	aut / aut
5. 1983 – 1990	dem / aut
6. 1990 – 2000	dem / dem



Grafik 3: Regimetypen Argentinien und Chile 1966 - 2000

6.5.1 Die anokratische Dyade von 1966 bis 1973

1964 hatte die demokratische Regierung eine Lösung des lange währenden Beagle-Konfliktes durch den Internationalen Gerichtshof (IGH) vorgeschlagen.

1967 schlug die chilenische Regierung die Lösung durch ein Schiedsgericht vor. Argentinien lehnte ab, da es eine Voreingenommenheit des britischen Gerichts befürchtete. Unter dem Sozialdemokraten Salvador Allende kam es zu einer Annäherung mit den ideologisch disparaten argentinischen Junta-Präsidenten Levingston (1970/1971) und Lanusse (1971-1973).

Schließlich wurde die Lösung durch ein Schiedsgericht vereinbart, es bestand –wie von dem demokratischen argentinischen Vorschlag von 1964 vorgesehen – aus IGH-Richtern, unter ihnen nur ein Brite.

6.5.2 Die demokratisch-anokratische Dyade von 1973 bis 1974

In den ersten Monaten des Jahres 1973 kam es zu keiner weiteren Entwicklung, das Schiedsgericht arbeitete an einer Lösung. Beide Länder kooperierten.

Der gewaltsame Putsch in Chile im September 1973 bereitete den Boden für eine Verschlechterung der argentinisch-chilenischen Beziehungen.

6.5.3 Die demokratisch-autokratische Dyade von 1974 bis 1976

Die zweite Regierung Perón war außenpolitisch vor allem bemüht, sich von den USA zu distanzieren. In der Beagle-Kanal-Frage und den weiteren Grenzstreitigkeiten kam es unter Perón und später unter seiner Witwe Isabel Perón zu keinen neuen Impulsen.

Pinochet vertrat nach seiner gewaltsamen Machtübernahme rhetorisch einen realistisch-geopolitischen Nationalismus, in der Praxis hielt er aber an der legalistischen Außenpolitik-Tradition fest.

6.5.4 Die autokratische Dyade von 1976 von 1983

In der ersten Zeit der argentinischen Junta kam es zu einer Annäherung zwischen Argentinien und Chile. Grund waren die ideologischen Gemeinsamkeiten und das Zusammenhalten angesichts der internationalen Isolation.

Doch parallel dazu äußerte sich der territoriale Nationalismus beider Länder in einem Wiederaufflammen der Grenzstreitigkeiten, darunter auch des Konfliktes um den

Beagle-Kanal, der für beide Länder aus strategischen Gründen von besonderem Interesse war.

Im Februar 1977 verkündete das internationale Schiedsgericht sein Urteil, Argentinien erklärte es 1978 für nichtig.

Pinochet sandte Friedenssignale: ein persönlicher Brief an Videla, ein von ihm initiiertes Treffen in Puerto Montt und der Vorschlag, einen „politischen Vermittler“ einzusetzen. Diese Bemühungen sind auch als Folge der chilenischen militärischen Unterlegenheit zu sehen.

Die argentinische Junta war extrem gespalten. An der Spitze stand mit Videla und seiner Gefolgschaft ein außenpolitisch gemäßigter Flügel des Militärs, der eine friedliche Lösung bevorzugte.

Innerhalb der Junta intrigierten die „Falken“ um Menéndez und schmiedeten Pläne zur Invasion Chiles.

Die argentinische Führung konnte diese Kriegsvorbereitungen nicht unterbinden und versuchte darüber hinaus Kriegshysterie in der Bevölkerung zu schüren (was jedoch nicht gelang; siehe Haffa 1987 und Kapitel 6.2.3 der vorliegenden Arbeit).

Dieses Handeln ist als Konsequenz der Angst vor Machtverlust und damit als Legitimierungsversuch des autoritären Systems zu werten.

Während der Plan der kriegstreibenden argentinischen Generäle an Zufällen scheiterte, einigten sich die Regierungen am 22.12.1978, den Papst als Vermittler einzusetzen. Dieser verkündete 1981 sein Urteil, das im Großen und Ganzen jenem des Schiedsgerichts von 1977 entsprach. Argentinien lehnte erneut ab.

Chile unterstützte im Gegenzug die britischen Truppen im Falklandkrieg und brach damit den lateinamerikanischen Beistandspakt *TIAR*.⁷²

6.5.5 Die demokratisch-autokratische Dyade von 1983 bis 1990

Trotz ihrer Diskrepanzen wählten die Präsidenten nach 1983 regionale Kooperation mit traditionellen Rivalen als Möglichkeit, die Interessen ihres Landes zu verfolgen und somit die eigene Präsidentschaft zu sichern (Parish 2006: 153). Es gelang der Regierung Alfonsín ab 1983, „die explosive Stimmung mit Chile in kurzer Zeit zu entschärfen“ (De Hoyos 1990: 73). Somit verbesserten sich die Beziehungen mit

⁷² *Tratado Interamericano de Asistencia Recíproca* (Interamerikanischer Vertrag über gegenseitigen Beistand)

Chile bereits jetzt (vgl. Mullins 2006: 62, Barrios 1999: 154) und nicht erst - wie der Theorie des Demokratischen Friedens zufolge anzunehmen - nach der Demokratisierung Chiles. Erste Schritte hin zu bilateraler Entspannung wurden also in einer gemischten Dyade unternommen (wobei die Initiative eindeutig von demokratischer Seite erfolgte).

Alfonsíns Beagle-Plebiszit und der Frieden- und Freundschaftsvertrag von 1984 auf der Basis der päpstlichen Mediation besiegelte die Beendigung des Beagle-Kanal-Konfliktes. Alfonsín wahrte ansonsten weiter Distanz zur chilenischen Diktatur.

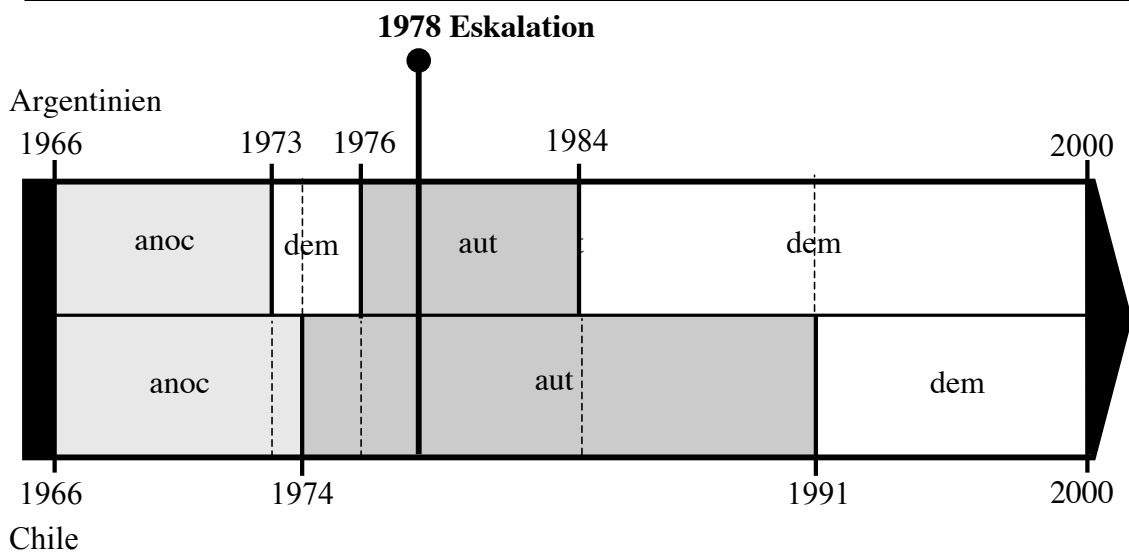
6.5.6 Die demokratische Dyade von 1990 – 2000

Die bilateralen Beziehungen gewannen mit der Redemokratisierung Chiles deutlich an Dynamik, die Länder rückten vor allem wirtschaftlich näher (vgl. Barrios 1999: 154).

Im August 1991 wurde ein „Abkommen über wirtschaftliche Komplementierung“ unterzeichnet. Im April 1996 trafen Frei und Meném eine umfassende Regelung, die beiden Ländern den Zugang zu beiden Ozeanen sicherte. Dies war der letzte Schritt in der Konsolidierung des Friedens in der Beagle-Kanal-Frage.

Zwischen 1991 und 1999 konnten restlos alle Grenzstreitigkeiten friedlich gelöst werden.

6.6. Exkurs: Analyse der Eskalation des Beagle-Konfliktes



Grafik 4: Konflikteskalation Argentinien/Chile

Zunächst einmal ist festzuhalten, dass der Konflikt sich in einer autokratischen Dyade verschärfte, was offensichtlich auf den aggressiven territorialen Nationalismus und die generelle geopolitische Orientierung beider Regierungen zurückzuführen ist.

1978 kam es in Argentinien zu einer Spaltung der Junta zwischen Diplomaten auf der einen und Kriegstreibern auf der anderen Seite.

Die Gruppe um Präsident Videla nutzte zwar den Konflikt, um eine generelle Kriegshysterie zu schüren, die ihnen wiederum scheinbar zur Legitimation ihrer brutalen Militärdiktatur dienen sollte, einen Krieg wollten sie dagegen vermeiden. Sie blieben dem legalistischen Stil der Außenpolitik treu.

Die Bellizisten um Menéndez planten parallel zu den nie abbrechenden Verhandlungen einen Militärschlag, der schließlich an Wetterbedingungen scheiterte. Außerdem war ihnen die Regierung zuvor gekommen. Die Vermittlung durch den Papst war beschlossene Sache.

Die geheimen Pläne der argentinischen „Falken“ lassen sich auf einen wesentlichen Kritikpunkt an der Theorie des Demokratischen Friedens übertragen: Die verdeckten Aktionen der US-amerikanischen Regierung gegen andere demokratische Regime konnten durch die viel beschworenen „institutionellen Zwänge“ nicht verhindert werden. Auch Bruce Russett musste eingestehen, dass Geheimdienstaktionen der demokratischen Kontrolle entzogen sind. Dementsprechend ließ sich auch das

geheime Pläneschmieden der argentinischen Generäle nicht verhindern. Wie konkret diese Pläne waren und vor allem wie kurz vor ihrer Verwirklichung sie Ende 1978 waren, wurde bereits in Kapitel 6.2.3 geschildert.

Der Konflikt war nur sehr knapp an einer kriegesischen Eskalation vorbeigeschlittert. Gründe sind neben der legalistischen außenpolitischen Tradition beider Länder und der militärischen Unterlegenheit Chiles nicht zuletzt die funktionierende Diplomatie zwischen den autokratischen Eliten.

Letztendlich gab es, wenn auch keine Lösung, so doch den Ausblick auf eine friedliche Einigung durch die Mediation des Papstes. Der Einsatz eines politischen Vermittlers könnte gar als Modell für andere Konflikte fungieren.

Die Lösung des Konfliktes unter Verwendung des 1981 getroffenen Schiedsspruches erfolgte dann schließlich 1984/1985 in einer gemischten, demokratisch-anokratischen Dyade (vgl. Bartolomé 2005: 78).

Die Konsolidierung des Friedens und die Lösung der restlichen Grenzstreitigkeiten fanden jedoch erst in der demokratischen Dyade ab 1990 statt.

6.7. Ergebnisse der Analyse der chilenisch-argentinischen Beziehungen

Der Verlauf der Beziehungen zwischen Argentinien und Chile werden auf der einen Seite als Paradebeispiel für die Theorie des Demokratischen Friedens angeführt. Fest steht, dass in der seit 1990 bestehenden demokratischen Phase alle Grenzstreitigkeiten gelöst wurden und der zwischenstaatliche Frieden durch politische und wirtschaftliche Abkommen konsolidiert wurde. Der Durchbruch in dem zwischenstaatlichen Konflikt gelang also in der (ersten) demokratischen Dyade.

Die Außenpolitik der Onganía-Diktatur war anfangs durch eine starke USA-Bindung charakterisiert. Mit einem Abrücken von den USA durch Ongánias Nachfolger Levingston und Lanusse erfolgte eine strategische Annäherung an Chile. Friedensbemühungen fanden somit in einer gemischten Dyade statt.

Die Verschärfung des Tons und die letztliche Eskalation des Konflikts (1978) ereignete sich in der autokratischen Dyade (1976 – 1983) . In dieser Phase wurden beide Länder von den vergleichsweise repressivsten Regimes regiert. Die vorliegende Analyse zeigt aber, dass der Zusammenhang zwischen Regimetyp und Außenpolitik nicht ganz so eindeutig ist, wie es scheinen mag.

Erstens kam es auch in gemischten, bzw. anokratisch-autokratischen Phasen zu Annäherungen, so beispielsweise ab 1970 unter Allende und Levington/Lanusse. Ein Krieg konnte 1978/1979 nicht zuletzt durch Verhandlungen zwischen den autokratischen Regierungen vermieden werden.

Beide Militärregierungen waren einerseits verantwortlich für eine Verschärfung des Konflikts. Besonders die argentinische Junta zeigte sich nicht kompromissbereit. Doch andererseits brachen die Verhandlungen niemals ab. Die inter-autokratische Diplomatie schien zu funktionieren.

Der Experte für lateinamerikanische Außenpolitik, Harald Barrios, stellt fest, dass „die chilenische Konzessionsbereitschaft hinsichtlich territorialer Forderungen in demokratischen Phasen nicht höher [war] als unter dem Militärregime. Auch setzte Pinochet - trotz nationalistischer Rhetorik - die legalistische Tradition der chilenischen Diplomatie fort“ (Barrios 1999: 166). Es gab jedoch sehr wohl unter Allende und später unter Aylwin und Frei besondere Bemühungen um eine Lösung. Die Regierung Allende wird in dem hier verwendeten Index als anokratisch kategorisiert, was durchaus fraglich ist (die Definitionsproblematik des Theoretischen Friedens wird ausführlicher in Kapitel 9 behandelt).

Im Falle Argentiniens ist deutlich sichtbar, dass die Außenpolitik der demokratischen Regierungen nach 1983 weitaus diplomatischer war, als jene der Junta von 1976 bis 1983.

Es folgt eine kurze Übersicht über die Ergebnisse der Tendenzen in den kombinierten Phasen. Es ist wichtig, darauf hinzuweisen, dass es sich hier nicht um Kausalverbindungen von Regimetyp und Außenpolitik, sondern lediglich um zusammenfassende Beobachtungen handelt:

- 1) 1966-1973: aut/anoc: Verhandlungen, chilenisches Entgegenkommen
- 2) 1973-1974: dem/anoc: keine neuen Entwicklungen
- 3) 1974-1976: dem/aut: keine entscheidenden neuen Entwicklungen, geopolitische Rhetorik (aut)
- 4) 1976-1983: aut/aut: Ideologische Annäherung, territoriale Konfrontation, Eskalation
- 5) 1983-1990: dem/aut: Kooperation, Plebiszit (dem), Friedens- und Freundschaftsvertrag

- 6) 1990-2000: dem/dem: Kooperation, Konsolidierung des Friedens, Lösung aller Streitfragen

Es folgt ein Versuch der Beantwortung der eingangs gestellten Fragen:

- I. Sind klare Unterschiede in den außenpolitischen Tendenzen und der Konflikteskalation abhängig vom jeweiligen Regimetyyp/der jeweiligen Regimetypkombination festzustellen?

Es sind Unterschiede in den außenpolitischen Tendenzen festzustellen, auch wenn diese zum Teil nicht sehr prägnant sind. Im Falle Chiles läßt sich eine starke legalistische Konstanz feststellen. Friedensbemühungen fanden im gegebenen Zeitraum vor allem unter der als anokratisch eingestuften Regierung Allende statt. Unter Pinochet kam es sehr wohl zu einer Verschlechterung der Beziehungen zu Argentinien, nicht aber zu einem Bruch.

Trotz seiner aggressiveren Rhetorik, unternahm Pinochet gegenüber Argentinien diplomatische Bemühungen und führte die legalistische Tradition fort. Chile beteiligte sich jedoch dann am Falkland-/Malwinenkrieg auf britischer Seite.

Die erste argentinische Junta in der untersuchten Zeitspanne (1966 – 1972) praktizierte eine diplomatische Außenpolitik. Die Junta unter Videla (1976 – 1981) war verantwortlich, dass 1978 ein Krieg zwischen beiden Ländern bevorstand.

Die Konflikteskalation ereignete sich in einer autokratischen Dyade. Der alte territoriale Konflikt flammte durch die territorialen Nationalismen der beiden Militärregierungen Videla und Pinochet neu auf.

Besonders interessant ist, dass die ersten Schritte zum Frieden allerdings bereits in einer gemischten Dyade unternommen worden.

Daraus ergibt sich die zweite Frage.

- II. Verhalten sich Demokratien untereinander friedlicher als gegenüber anderen Regimetypen (dyadische Annahme)

Der argentinisch-chilenische Frieden wurde in einer demokratischen Dyade geschlossen. Diskutabel ist jedoch erstens, ab wann im Falle Chiles wirklich von einer Demokratie die Rede sein kann. Die chilenische Demokratie stand noch lange im Zeichen der „autoritären Enklaven“, also institutionellen, politischen, personellen

und kulturellen Hinterlassenschaften des Pinochetismus (vgl. Garretón 2003). Zweitens wurde der Frieden bereits in der gemischten Dyade ab 1983/1984 initiiert.

7. Die griechisch-türkischen Beziehungen von 1949 bis 1983

Auch die Beziehungen zwischen Griechenland und der Türkei waren von den ständig wechselnden Regimetypen geprägt.

Die vorliegende Fallstudie setzt zeitlich nach dem griechischen Bürgerkrieg im Jahre 1949 an. Der Bürgerkrieg folgte direkt nach der Besetzung durch bulgarische, deutsche und italienische Truppen im Zweiten Weltkrieg.⁷³ Die Außenpolitik beider Länder war in den Nachkriegsjahren hochgradig extern dominiert.

Besonders Griechenland war in den ersten Jahren nach Kriegsende extrem abhängig von US-amerikanischer Hilfe, als das von einer eigenständigen, klar auszumachenden griechischen Außenpolitik die Rede sein könnte.⁷⁴

Repräsentanten der *American Mission to Aid Greece* (AMAG) besetzten Positionen in den wichtigsten Gremien. Spitzenpositionen in den Ministerien waren mit Amerikanern besetzt. Die griechische Politik wurde amerikanisch gelenkt. Noch 1950 wurde nach einer offenen Aufforderung des amerikanischen Botschafters der amtierende Premierminister Sophoklis Venizelos durch Nikolaos Plastiras ersetzt. Auch die Türkei war in den unmittelbaren Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg von innerer Unruhe geprägt, das İnönü-Regime reagierte mit repressiver Politik (vgl. Howard 2001: 116ff.). Außenpolitisch orientierte sie sich gen Westen. Der griechische Bürgerkrieg wurde „im Sinne einer Gefährdung durch den Kommunismus“ aufgefasst (Grothusen 1985: 109). Eine neue Ära begann in der Türkei mit dem überwältigenden Sieg der Demokratischen Partei (DP) unter Adnan Menderes im Jahre 1950. Die vorliegende Analyse endet mit dem Jahre 1983, jenem Jahr in dem in der Türkei die Macht wieder an eine demokratische Regierung abgegeben wurde.

⁷³ Zu den 550.000 Toten des Zweiten Weltkriegs (acht Prozent der gesamten Bevölkerung) kamen in den Jahren des Bürgerkriegs von 1946 bis 1949 noch 158.000 hinzu (vgl. Couloubis 1976: 117).

⁷⁴ Griechenland erhielt als Teil des Marshall-Plans zwischen 1947 und 1960 1,7 Milliarden Dollar ökonomische Hilfe (Kredite und Zuschüsse) und 1,3 Milliarden Dollar militärische Hilfe.

In der gegebenen Zeitspanne fand der Definition der Arbeitsgemeinschaft Kriegsursachenforschung (AKUF) zufolge kein Krieg zwischen Griechenland und der Türkei statt. Doch beide Staaten waren an zyprischen Kriegen beteiligt.

Die AKUF spricht in der hier gegebenen Zeitspanne von drei Kriegen auf Zypern.

Während in den Jahren 1955 – 1959 noch Großbritannien, unterstützt durch die zyperntürkische Terrorgruppe Vulkan⁷⁵/TMT⁷⁶ gegen die zyperngriechische Guerilla (EOKA⁷⁷) kämpfte, waren Griechenland und die Türkei nur indirekt beteiligt.

Ein zweiter Krieg fand zwischen Dezember 1963 und August 1964 statt. Es kämpften erneut die EOKA gegen die TMT, die nun von den auf der Insel stationierten Truppen der so genannten „Mutterländer“ Griechenland und Türkei unterstützt wurden (vgl. Bloom 2004b).

Der dritte Krieg ereignete sich 1974 und ist deutlich schwieriger zu analysieren. Die gegnerischen Parteien waren nun die Republik Zypern und die Türkei. Wobei die ZyperngriechInnen auf zyprischer und die ZyperntürkInnen auf türkischer Seite standen (vgl. hierzu auch Holsti 1991: 274). Doch auch das autokratische Griechenland war durch den mit Hilfe der zyprischen Nationalgarde und der EOKA-B⁷⁸ durchgeführten Putsch der demokratischen Regierung Zyperns beteiligt.

Es ereigneten sich also drei Kriege mit griechischer und türkischer Beteiligung. Diese war in den ersten beiden Fällen indirekter, im dritten Fall, dem Zypernkrieg von 1974, direkter Natur war.

7.1. Griechenland, Türkei, Zypern: Drei Außenpolitiken

Der Zypernkonflikt stellte stets das Hauptproblem der griechisch-türkischen Beziehungen dar. Handelte es sich zunächst um ein regionales Problem zwischen den beiden zyprischen Volksgruppen, bzw. zwischen diesen und der britischen Kolonialmacht, gelang es der griechisch-zyprischen Führung, die griechische

⁷⁵ „Vulkan war eine 1955 gegründete Terrorgruppe, die mit Geldern der türkischen Regierung im Dezember 1956 zur TMT gewandelt wurde, um dann ab Februar 1957 auf britischer Seite in die Kämpfe einzugreifen“ (Bloom 2004a).

⁷⁶ TMT steht für Türk Mukavemet Teskilati (Türkische Widerstandsorganisation, häufig mit dem Zusatz Kibris/Zypern)

⁷⁷ Ethniki (Epanastatiki) Organosis Kyprion Agoniston (Kypriakou Agonos) – Nationale (Revolutionäre) Organisation Zyprischer Kämpfer (des Kampfes auf Zypern)

⁷⁸ „Die EOKA wurde 1967 neu strukturiert. Deshalb erhielt die neue EOKA zur Unterscheidung den Zusatz ’-B’“(Bloom 2007).

Regierung dazu zu bewegen, den Konflikt auf die Bühne der Vereinten Nationen zu bringen und damit zu internationalisieren. Nun fanden die Verhandlungen vor allem zwischen Griechenland, der Türkei, sowie Großbritannien und später den Vereinigten Staaten statt.

Ziel dieser Arbeit ist eine Analyse der griechisch-türkischen Beziehungen von 1949 - 1983. Es ist deshalb zweckmäßig, hier nur die Außenpolitiken Griechenlands und der Türkei bezüglich Zyperns zu untersuchen und die zyprische Innen- sowie Außenpolitik, so weit dies möglich ist, auszuklammern.

7.2. Die griechisch-türkischen Beziehungen: Streitpunkte

Seit Beginn der Geschichtsschreibung sind die Beziehungen der heutigen Türkei und des heutigen Griechenlands von Spannungen, Krisen und Kriegen geprägt. Spätestens ab 1821 - mit dem Beginn der Griechischen Revolution – sind sie als feindlich einzustufen. Das 19. Jahrhundert war von dem griechischen Freiheitskampf gegen das Osmanische Reich geprägt, welches das heutige Griechenland seit Mitte des 14. Jahrhunderts beherrscht hatte. Auf den Griechisch-Türkischen Krieg von 1919 bis 1923 folgte in der Zwischenkriegszeit eine Phase der Entspannung (vgl. z.B. Matthews 1997: 439).

Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es zunächst viel versprechende Annäherungen, doch die alten Konflikte brachen wieder auf. Dies sind die zentralen Streitpunkte:

- Die Festlegung der Grenzen des Festlandssockels
- Die Festlegung der Grenzen der Territorialgewässer
- Die Flugkontrollrechte
- Der Status der Verteidigung der griechischen Inseln vor der türkischen Küste
- Die Behandlung der jeweiligen Minderheiten
- Der Streit um die Erdölbohrrechte in der Ägäis
- Das Zypernproblem

Diese Streitpunkte haben alle eine lange Geschichte und sind bis heute mehr oder weniger ungelöst. Sie prägen auch die hier untersuchte Periode. Sie sind nicht getrennt voneinander zu behandeln. Vor allem was Zypern anbelangt bekamen häufig die Minderheiten der jeweiligen so genannten Mutterländer die

Verschlechterung der Beziehungen zuerst zu spüren (Akgönül 2004). Die vorliegende Arbeit fokussiert den Zypernkonflikt, weil es hier zu den meisten und tragischsten Zusammenstößen kam.

7.3. Griechischer Regimewandel 1949 bis 1983

Die vorliegende Studie richtet sich bei der Einteilung der griechischen Regimetypen nach Bruce Russett und Zeev Maoz. Diese bezeichnen die Jahre von 1946 bis 1966 als anokratisch, die Jahre unter der Militärherrschaft (1967 bis 1974) als autokratisch. Das Jahr 1974 wird als anokratisch gewertet, die folgende Phase als demokratisch (Russett 1993: 95).

Diese Arbeit richtet sich hier nach von Russett divergierenden Aussagen der Transitionsforschung, die im Falle Griechenlands eine außerordentlich schnelle Transition diagnostizieren und setzt die demokratische Phase bereits ab 1974 an (vgl. z.B. Diamandouros 1986, Linz/Stepan 1996).

Die Jahre von 1944 bis 1967 stellen „einen homogenen Abschnitt in der griechischen Geschichte“ dar (Lagaris 2000: 15). Sie waren vor allem durch die bereits geschilderte immense außenpolitische Abhängigkeit, und die innenpolitische Instabilität Griechenlands geprägt (vgl. u.a. Clogg 1997, Koliopoulos 2002, Markides 1977).⁷⁹

Der anokratische Charakter der Regierungen blieb bestehen: 1965 scheiterte die sozialdemokratische Regierung unter Giorgios Papandreou.⁸⁰ Es folgte eine innenpolitisch brisante Phase mit zweifelhaften politischen Manövern des Königs, sowie Demonstrationen und Streiks der Bevölkerung. Es scheint deshalb gerechtfertigt, diese Phase als anokratisch zu bezeichnen. 1967 putschte das Militär, das Land wurde bis 1974 autokratisch regiert. Der Regimewandel 1974 kann als Kollaps des Militärs gewertet werden. Proteste von ArbeiterInnen und StudentInnen,⁸¹ die zunehmend vom Rest der Bevölkerung unterstützt wurden hatten

⁷⁹ Als „undemokratische Elemente“ sind u.a. zu nennen: häufige, zum Teil durch den US-Botschafter Peurifoy erzwungene und damit undemokratische Regierungswechsel, Verfolgung von KommunistInnen, Verbot der Kommunistischen Partei etc.

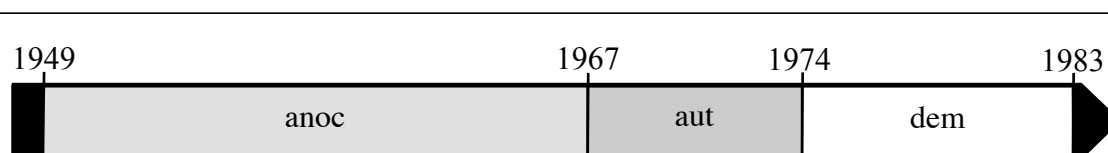
⁸⁰ Papandreou, ein überzeugter Sozialdemokrat, wurde von König Konstantin II. nach einem Streit um die Kontrolle der Streitkräfte „entlassen“.

⁸¹ Die Studierendenproteste konzentrierten sich um die Athener Technische Universität (Polytechnion). Am 14. November 1973 verbarrikadierten sich die Studierenden, installierten einen Piratensender und riefen zum Widerstand auf. Die Demonstration weitete

die Macht der Junta geschwächt, das Versagen in der Zypernkrise begünstigte den Zusammenbruch.⁸² Vor allem die sofort beginnenden Gerichtsverfahren⁸³ gegen die Funktionäre der Junta halfen dann, die griechische Demokratie vergleichsweise schnell und effektiv zu konsolidieren (Linz/Stepan 1996: 193).

Es ergibt sich somit folgende Einteilung:

1. 1949 - 1967: anokratisch
 2. 1967 – 1974: autokratisch
 3. 1974 – 1983: demokratisch
- (Russett 1993: 95).



Grafik 5: Regimetypen in Griechenland 1949 – 1983

7.4. Die Türkei- und Zypernpolitik Griechenlands von 1949 bis 1983

7.4.1 Die anokratische Phase von 1949 bis 1967

Die guten Beziehungen zwischen Eleftherios Venizelos und Kemal Atatürk hatten während der Besetzung Griechenlands und dem nachfolgenden Bürgerkrieg nicht gelitten. Was Zypern anbelangt, lautete die Devise von Eleftherios Venizelos vor dem Zweiten Weltkrieg, sich nicht in die zyprische, bzw. damals britische Politik einzumischen. Er befürwortete jedoch ein graduelles Entlassen Zyperns in die Unabhängigkeit.

sich auf die umliegenden Straßen aus. Der Aufstand wurde am 17. November niedergeschlagen, mindestens 24 Menschen wurden getötet

⁸² O'Donnell und Schmitter weisen darauf hin, dass eine militärische Niederlage meist nicht nur der Beginn von Transitionen von autoritären hin zu demokratischen Regimes ist, sondern meist auch der direkte Weg – ohne Umweg über unfertige Demokratien (vgl. O'Donnell/Schmitter 1986: 18).

⁸³ Wie bei der Aufarbeitung durch die Gerichtsverhandlungen gegen die Funktionäre herauskam, wurden in den Folterzentren der Junta ca. 3500 Menschen gequält (vgl. <http://www.time.com/time/magazine/article/0,9171,947162,00.html>).

Von 1945 bis zur ersten Zypernkrise 1955 kam es zu einer Ära der Annäherung zwischen den beiden Ländern (vgl. Akgönül 2004: 94). Die Jahre 1949 bis 1955 stellen gar „eine der glücklichsten Perioden“ in der griechisch-türkischen Periode dar (ebd.: 95). Griechenland und die Türkei entsandten Kontingente in den Korea-Krieg. 1951 traten beide Länder der NATO bei. Es folgten zahlreiche gegenseitige Staatsbesuche und Freundschaftsbekundungen.

Zu Beginn der fünfziger Jahre konnte auch noch nicht von einer gezielten Politik Griechenlands gegenüber Zypern die Rede sein. Dennoch gab es inoffizielle Stellungnahmen von griechischen Politikern, in denen die Hoffnung geäußert wurde, Großbritannien würde als Freund und Verbündeter Zypern zu griechischem Staatsgebiet machen (vgl. Markides 1977: 123).

Grund für die sonstige Zurückhaltung war unter anderem die starke Abhängigkeit Griechenlands von Großbritannien und vor allem den USA. Der damalige Innenminister Giorgios Papandreou formulierte es so:

„Griechenland atmet heute mit zwei Lungen, einer britischen und einer amerikanischen und kann es sich also nicht erlauben, am Zypernproblem zu ersticken“(zitiert nach Markides 1977: 123).⁸⁴

Die Regierung Großbritanniens sah Zypern als interne Angelegenheit, die nicht in den Zuständigkeitsbereich der UNO falle (vgl. Zervakis 1998: 85, 89).

Die USA wiederum hatten zu dieser Zeit Großbritannien aufgrund des Kalten Krieges volle sicherheitspolitische Unterstützung auf allen internationalen Foren zugesichert.

Der damalige Umgang mit dem Zypernproblem ist somit ein klassisches Beispiel für das politische außenpolitischen Dilemma zwischen „strategischen Interessen und Bündnisverpflichtungen auf der einen und den Forderungen der öffentlichen Meinung und nationalen Bestrebungen auf der anderen Seite“ (Coufoudakis 1987: 231). Während Venizelos immer das Erste propagiert hatte, schien sich nun das Blatt zum Zweiten zu wenden:

1952 wurde der konservative Nationalist General Alexandros Papagos, einer der engsten Verbündeten der griechisch-zyprischen Führung, mit einer Mehrheit von 82

⁸⁴ Die englische Übersetzung aus dem Griechischen lautet ebd.: „Greece is breathing today with two lungs, one British and one american, and therefore it could not allow the Cyprus problem to cause her suffocation.“

Prozent zum Premierminister von Griechenland gewählt. Gleichzeitig wuchs in der griechischen Bevölkerung die Solidarität mit den ZyperngriechInnen.

Dies ist zum einen in der anti-kolonialen, bzw. anti-britischen Stimmung zurückzuführen, zum anderen auf die charismatische Person und das rhetorische Geschick des Anführers der ZyperngriechInnen, Erzbischof Makarios. Es gelang ihm, die griechische Öffentlichkeit derart aufzuputschen, dass die griechische Regierung ihre Neutralität aufgeben musste. Zunächst wurde versucht, Großbritannien zu einer Vereinigung Zyperns mit Griechenlands (griech.: *Enosis*) zu überzeugen; häufig mit dem Zusatz, Großbritannien könne den strategischen Wert Zyperns durch britische Exklaven auf der Insel erhalten.⁸⁵ Die *Enosis* wurde zum offiziellen Ziel der Zypernpolitik Griechenlands.

Bald wurde jedoch klar, dass mit der Unterstützung Großbritanniens nicht zu rechnen war. General Papagos, der selbst im Zweiten Weltkrieg gekämpft hatte, „konnte es nicht glauben, dass Großbritannien sich, nach so vielen griechischen Opfern für die Seite der Alliierten, weigerte, Griechenland mit Zypern zu vereinigen“ (Markides 1977: 124/125). Der britische Außenminister Anthony Eden erklärte bei einem Besuch in der britischen Botschaft in Athen im Jahre 1953, dass s.E. keine Zypernfrage existiere (ebd.).

1954 setzte Griechenland die Zypernfrage auf die Agenda der Vereinten Nationen. Die Internationalisierung des Zypernproblems hatte nun die Involvierung der Türkei und das Wiederaufleben der alten griechisch-türkischen Feindseligkeiten zur Folge (vgl. Markides 1977: 125).

Zypern war von nun an offiziell ein griechisch-türkisches Problem und damit das bestimmende Thema der griechisch-türkischen Außenpolitik.

Ab April kam es in Zypern zu einer Terrorwelle der EOKA gegen öffentliche (koloniale) Einrichtungen.⁸⁶ Noch waren Griechenland und die Türkei (offiziell) unbeteiligt.

⁸⁵ Die Militärbasen (Sovereign Base Areas, SBA) Akrotiri und Dekelia gehören bis heute völkerrechtlich zu Großbritannien.

⁸⁶ „Der radikale Nationalist General Grivas wurde dabei von Griechenland aus mit Waffen und Propaganda materiell versorgt“ (Zervakis 1998: 87). Es kam zu massivem Einsatz britischer Truppen (um die 20.000 Soldaten). Makarios, der gute Beziehungen zu Grivas pflegte, wurde im März 1956 auf die Seychellen verbannt.

Die Karamanlis-Regierung setzte sich ab 1955 zunächst für ein starkes, unabhängiges Zypern ein und machte sich damit bei den NATO-Mitgliedern unbeliebt.

Im September 1955 kam es als Reaktion auf die Zuspitzung in der Zypernfrage in Istanbul und Izmir zu Ausschreitungen, bei denen Wohnhäuser, Geschäfte und Kirchen der griechischen Minderheit zerstört werden. Die griechisch-türkischen Beziehungen wurden abgebrochen.

Parallel passierten bereits jetzt und nicht erst zur Zeit der Junta, wie in einigen Quellen behauptet, die ersten Zusammenstöße zwischen Athen und Nikosia (vgl. z.B. Coufoudakis 1987: 231). Grund waren die unterschiedlichen Vorstellungen in der Zypernfrage. Makarios Ziel war damals primär die Unabhängigkeit der Insel, Griechenland wollte dagegen den Partner Großbritannien nicht brüskieren.

Mitte der Fünfziger Jahre mischte sich erstmals auch die Türkei öffentlich in den englisch-griechischen Disput ein. Die Türkei plädierte - zum Leidwesen der zyperngriechischen Führung - für die Fortsetzung der britischen Herrschaft, mit der Begründung, nur sie „könne die militärische Verteidigung der Türkei wie die der NATO vor dem Kommunismus sicherstellen“ (Zervakis 1998: 85). Die Türkei teilte die zur Zeit des Kalten Krieges typische Angst vor der ‚kommunistischen Bedrohung‘ mit Großbritannien und den USA.⁸⁷

Auf Zypern weitete sich der Kampf der EOKA gegen die britischen Truppen ab 1955 auf die zyperntürkische Bevölkerung aus, wobei Grivas hier „in alleiniger Verantwortung“ handelte (Zervakis 1998: 88). Es handelte sich zunächst um Sabotageakte gegen die zyperntürkischen Polizisten im Dienste der Kolonie. Die ZyperntürkInnen reagierten und bildeten die Terrororganisation Volkan.⁸⁸

Zwischen 1955 und 1959 herrschte auf Zypern Krieg. Die Unterstützung der zyperngriechischen und -türkischen Terrororganisationen durch die jeweiligen „Mutterländer“ war noch indirekt (Bloom 2004a).⁸⁹ Im Juni 1958 revidierte Großbritannien nach der Niederlage am Suezkanal seine bisherige Zypernpolitik.

⁸⁷ Diese fürchteten, dass Zypern ein ‚zweites Kuba‘ werden könne, da Makarios materielle und diplomatische Hilfe von Ländern der Sowjetunion und den Blockfreien annahm (vgl. Markides 1977: 126).

⁸⁸ (deutsch: Vulkan); aus dieser wurde später die *Türk Mukavemet Tesilati* (Türkische Verteidigungsorganisation)

⁸⁹ Bzw. wurde die zyperntürkische Organisation TMT ab 1956 finanziell von der Türkei unterstützt.

Im Dezember desselben Jahres fanden erste Gespräche zwischen den Außenministern Griechenlands und der Türkei statt. Im Februar 1959 folgten Gespräche zwischen den beiden Regierungschefs in Zürich. Ergebnis war eine Kompromisslösung: Zypern sollte unabhängig werden; Großbritannien, Griechenland und die Türkei blieben Garantiemächte.⁹⁰

Am 19. Februar 1959 unterzeichneten die Premierminister Griechenlands, der Türkei und Großbritanniens, sowie Vertreter der zyprischen Volksgruppen. Im Dezember wurden Makarios und Küçük gewählt, am 16. August 1960 folgte die Unabhängigkeit der Insel.⁹¹

Hier genügt es, darauf hinzuweisen, dass die neue zyprische Verfassung vor allem auf zyperngriechischer Seite Anlass zur Unzufriedenheit gab, da sie – nach Meinung der Zyperngriechen – der zahlenmäßigen Minderheit der Zyperntürken eine vergleichsweise starke politische Stellung zuwies.⁹²

Für Griechenland jedoch war das Problem gelöst, jedes Streben nach *Enosis* wurde aufgegeben, das außenpolitische Ziel war nun die Erhaltung des *status quo*.

Auf Zypern wiegelte sich der Hass zwischen den Volksgruppen auf, 1963 kam es zu den ersten ethnisch motivierten Vertreibungen, deren Opfer hauptsächlich Zyperntürken waren.⁹³ Ab Ende 1963 eskalierte die Gewalt.

Zwischen 21.12.1963 und 11.8.1964 herrschte auf der Insel gemäß der Definition der AKUF Krieg zwischen der EOKA, Zypern und Griechenland auf der einen und der TMT und der Türkei auf der anderen Seite.

Das auf der Insel stationierte griechische Kontingent unterstützte die EOKA. Die britischen Truppen vermochten keinerlei Entspannung herbeizuführen. Der Krieg konnte erst durch die Vermittlung durch die Vereinten Nationen beendet werden.

⁹⁰ Sie verpflichteten sich, die „Einheit der Republik Zyperns zu garantieren (einschließlich des Verbots eines Anschlusses Zyperns an andere Länder (..); der Stationierung griechischer und türkischer Militärkontingente; (..) – notfalls auch mit dem Recht der militärischen Intervention“ (Steffani/Zervakis 1998: 11).

⁹¹ Großbritannien behielt zwei Basen, die 3% (256,4 km²) der Inselfläche ausmachen. Sie stehen bis heute unter uneingeschränkter britischer Souveränität – eine „völkerrechtliche Anomalie“ (Zervakis 1998:89).

⁹² Die ZyperntürkInnen machten damals 18 Prozent der Bevölkerung aus. Die Verfassung von 1960 sicherte ihnen 30 Prozent der Sitze in Politik und Verwaltung und 40 Prozent der Posten in Armee und Politik. Hinzu kam das Vetorecht des zyperntürkischen Präsidenten.

⁹³ Die zweite Welle der Vertreibungen passierte 1967. Bei der dritten Welle 1974 traf es vor allem Zyperngriechen. Insgesamt forderte der Zypernkonflikt circa 6000 Todesopfer, hinzu kamen etwa 2000 vermisste Personen (vgl. Steffani/Zervakis 1998: 11). Die Zahlen der Opfer sind bis heute Gegenstand der Diskussionen.

Ergebnis war die Stationierung der UNO-Friedenstruppe UNFICYP⁹⁴ und die de-facto-Teilung der Insel durch eine „Entmischung“ der Bevölkerung.

1964 wurde der Acheson-Plan formuliert.⁹⁵ Dieser sah neben der Einrichtung eines großen Areals als türkische Militärbasis und der Gründung dreier türkischer Kantone unter lokaler Verwaltung, eine internationale Körperschaft zur Überwachung der Menschenrechte und vor allem die Vereinigung mit Griechenland vor.

Papandreou war zunächst dafür, lehnt dann aber auf Druck Makarios ab. Es ist jedoch wichtig zu erwähnen, dass dieser Plan erneut eine Einigung ohne die Einbeziehung Zyperns vorsah. Diese unilaterale Initiative verstärkte nur das Misstrauen, das bereits damals zwischen Athen und Nikosia herrschte und das 1974 einen traurigen Höhepunkt erleben sollte. In Zypern kam es zwischen 1964 und 1967 zu einer relativen Entspannung und Ruhe zwischen den Volksgruppen.

Im Dezember 1966 kommt es unter der Regierung Stephanopoulos zu Verhandlungen mit der Türkei. Ergebnis war die Unterzeichnung eines gemeinsamen Protokolls in Paris, das die Einrichtung einer türkischen Militärbasis auf Zypern vorsah.⁹⁶ Doch diese positiven, diplomatischen Entwicklungen wurden durch den Putsch jäh zunichte gemacht (Valinakis 1989: 106).

7.4.2 Die autokratische Phase von 1967 bis 1974

Im April 1967 kam es zum Staatsstreich einer Gruppe junger, radikaler Militärs.⁹⁷ Mit der Junta um Panagiotis Kanellopoulos blieb Griechenland zypernpolitisch zunächst auf dem gleichen Kurs (Markides 1977: 128; Coufoudakis 1987: 233). Das bedeutete, auf der Linie der NATO und der USA zu bleiben, die zwar die Militärhilfe drastisch kürzten, ansonsten aber das Regime nicht sonderlich behinderten.

Im September 1967, wenige Monate nach der Machtübernahme kam es zunächst zu einem peinlichen diplomatischen Zwischenfall: General Giorgios Papadopoulos schlug Premierminister Süleyman Demirel bei einem Treffen am Evros eine

⁹⁴ United Nations Peacekeeping Force in Cyprus

⁹⁵ Der Plan war Ergebnis eines Vorschlags des ehemaligen amerikanischen Außenministers Dean Acheson unter Mitwirkung von Giorgios Papandreou.

⁹⁶ ein Teil des zuvor abgelehnten Acheson-Plans

⁹⁷ Die radikalen Putschisten setzten sich vor allem aus jüngeren Offizieren der niedrigeren Ränge zusammen. Die Unterstützung im Volk war – z.B. verglichen mit Militärregierungen in Spanien oder Portugal – sehr gering. Dies ist v.a. bedeutsam für den späteren, schnellen Übergang zur Demokratie (vgl. Linz/Stepan 1996: 130 ff.).

Angliederung Zyperns an Griechenland vor. Im Gegenzug bot er Gebietskonzessionen in Thrakien an die Türkei. Papadopoulos war anscheinend nicht darüber informiert, dass ein ähnlicher Plan bereits 1966 von der Regierung unter Premierminister Stephanos Stephanopoulos vorgeschlagen worden war. Die türkischen Delegierten reagierten überrascht und brüskiert, „das Treffen war ein Fiasko“ (Markides 1977: 135). Die Obristen hatten auf diplomatischer Ebene versagt und gleichzeitig ihr außenpolitisches Ziel, die *Enosis*, publik gemacht. Die Idee der Junta war insgeheim - später durch den Putsch offiziell - ein „Diktaturexport“ nach Zypern (Tzermias 1993: 207).

Nach diesem Debakel waren die Militärs „eifrig bemüht, Angriffe auf ihren US-Schirmherren zu vermeiden und NATO-Verpflichtungen nachzukommen“ (Clogg 1997: 203).

Die Obristen pflegten sehr gute Verbindungen zu Zypern, und dort vor allem zu den Gegnern Makarios. So trafen sich beispielsweise in der religiösen griechischen Organisation *ZOE* (Leben)⁹⁸ zyprische Oppositionelle und Anführer der Junta⁹⁹ (vgl. Markides 1977: 131). Es sei auch erwähnt, dass alle höherrangigen Offiziere seit 1964 eine Zeit lang in Zypern dienen mussten und auch dadurch zumindest einen gewissen Bezug zu der Insel und vermutlicherweise auch gute Verbindungen zu Oppositionellen hatten.

Die Obristen begründeten die Idee des „Nationalen Zentrums“ (*Ethniki Kentro*): Athen sollte von nun an die Geschicke Nikosias lenken. Damit wurde der auch vorher existente Dissens mit der zyprischen Regierung massiv vorangetrieben. Mit dem entscheidenden Unterschied, dass die Obristen letztendlich nicht vor dem Einsatz von Gewalt zurückschreckten, um die zyprische Regierung zur Akzeptanz des Athener Diktats zu bringen (Markides 1977: 130).

Das bereits vor 1967 gespaltene Verhältnis Athens zu Makarios entwickelte sich nun zu „offener Feindschaft“ (Grothusen 1980: 180).

Parallel nahmen die Spannungen mit der Türkei weiter zu (Grothusen 1980: 178). Im November 1967 brachen die interkommunalen Kämpfe auf Zypern wieder aus.¹⁰⁰

⁹⁸ mit Hauptniederlassung in Athen und Zweigstellen auf Zypern

⁹⁹ unter anderen Patakos, Papadopoulos und Ioannides

¹⁰⁰ Diesmal vor allem, weil sich die ZyperntürkInnen wirtschaftlich benachteiligt und sozial diskriminiert fühlen (Howard 2001: 149)

Ein Krieg konnte nur dadurch verhindert werden, dass die Junta den türkischen Bedingungen entgegenkam. Diese forderten die Verbannung von General Grivas von der Insel, den Abzug der inzwischen auf 10.000 Soldaten angewachsenen griechischen Truppen und die Auflösung der Nationalgarde, die mittlerweile dermaßen unterwandert war, dass sie als Einheit der griechischen Armee gelten konnte (Howard 2001:149).

Grivas wurde nach Athen zurückbeordert, die Truppen reduziert.

Nach 1968 kam es zu mehreren Mordanschlägen auf Makarios. 1970 wurde sein Helikopter abgeschossen. Der ehemalige Innenminister Polykarpos Georkajis wurde ermordet.¹⁰¹

All diese Attentate waren Teil der „Hermis-Verschwörung“.¹⁰² Dieser Plan der Junta sah folgendes vor: Im Chaos, das der Ermordung Makarios sicher folgen würde, sollte die Nationalgarde mobilisiert werden und „Recht und Ordnung“ im Athener Sinne wiederherstellen (vgl. Markides 1977: 136). Der radikal-nationalistische General Grivas wurde wieder eingeschleust.

1972 brachte ein Ereignis Griechenland und die Türkei näher: Zypern hatte bei der damaligen Tschechoslowakei Pistolen zur Bewaffnung einer Polizei-Spezialeinheit bestellt. Griechenland und die Türkei forderten die Aushändigung der Waffen an die Vereinten Nationen, was schließlich auch geschah.¹⁰³ Bezüglich Zyperns schienen sich zu diesem Zeitpunkt die Interessen noch zu überschneiden.

Am 11. Februar 1972 forderte die Junta in einem Brief an die zyprische Regierung die Absetzung aller nicht juntatreuen Politiker.¹⁰⁴ Makarios lehnte ab: „Ich habe dreizehn griechische Regierungen überlebt, ich werde auch die vierzehnte überleben“.¹⁰⁵ Massendemonstrationen in Griechenland und auf Zypern, drückten die Solidarität großer Bevölkerungsteile aus. Der Einschüchterungsversuch der Junta

¹⁰¹ ein wegen seiner früheren Guerilla-Aktivitäten in der EOKA umstrittener Politiker

¹⁰² eine Kopie dieses Planes landete schließlich beim deutschen Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“

¹⁰³ Bzw. wurden die Waffen von der seit 1964 auf der Insel stationierten UN-Friedenstruppe UNFICYP konfisziert.

¹⁰⁴ Vor allem der Außenminister Spyros Kyprianou war ein Dorn im Auge der Junta. Kyprianou, ein zyprischer Antikolonialist der ersten Stunde, war damals der jüngste Außenminister der Welt und wurde später (im Jahre 1977) zum Präsidenten Zyperns gewählt.

¹⁰⁵ „I have survived 13 greek governments, I shall survive the 14th as well“ (zitiert nach Markides 1977:137).

zeigte dennoch Wirkung: Außenminister Spyros Kyprianou, Arbeitsminister Tassos Papadopoulos und Bildungsminister Frixos Petrides „traten zurück“.

Im Verlauf des Jahres 1973 wuchs die „Angst und Missgunst“ der Junta (Markides 1977: 137), begleitet von einer „rechtsextremen Terrorwelle“ auf Zypern (Karádi/Lutz 1998: 130).

Die neu gegründete juntatreue Tageszeitung „*Eleftheros Laos*“ (Freies Volk) verbreitete das Gerücht, Makarios plane gemeinsam mit Konstantinos Karamanlis und König Konstantin eine griechische Exilregierung auf Zypern. Das Ziel war die Diffamierung Makarios als „Anti-Hellene und Kommunistenfreund“, doch damit wuchs seine Macht und sein Prestige umso mehr (Markides 1977:137).¹⁰⁶

Ab 1972 spannte sich die Lage zwischen Griechenland und der Türkei wegen Ägäisfragen immer mehr an. Streitfragen sind Erdölrechte, die Ausdehnung der Festlandsockel und die Festlegung der Grenzen der Hoheitsgewässer und des Luftraums.¹⁰⁷ „Vor diesem Hintergrund einen Staatsstreich auf Zypern durchzuführen, um von den internen Schwierigkeiten in Griechenland abzulenken, erwies sich als Bumerang“ (Spengler 1995: 117).

1974 kam es schließlich zur Verwirklichung der Operation Attila, die bereits Jahre vorher geplant worden war (Markides 1977: 154). Diese führt in der Folge zur „heftigsten Krise seit 1922“ (Akgönül 2004: 181). Ziel war die *Enosis* – die Vereinigung Zyperns mit Griechenland.

Am 15. Juli putschte die zyprische Nationalgarde und brachte eine Athener Marionettenregierung unter dem rechtsradikalen EOKA-Kämpfer Nikos Sampson¹⁰⁸ zum Einsatz. Die Türkei sah sich als Garantiemacht der Verfassung von 1960

¹⁰⁶ Sein international hohes Ansehen lässt sich auch durch das Auftreten der „gesichtslosen Obristen“ erklären (Markides 1977: 139). Diese Gesichts- und Farblosigkeit der Militärdiktatur war - neben der generell geringen Unterstützung im Volke – ein entscheidender Faktor beim rapiden Übergang zur Demokratie.

¹⁰⁷ siehe Kapitel 3.6.5

¹⁰⁸ „In der Not griff der griechische Diktator Ioannidis schließlich auf Nikos Sampson zurück, der sich im Kampf für die Unabhängigkeit Zyperns als skrupelloser Killer hervorgetan hatte und sich damit brüstete, 1963 bei einem Massaker 200 türkische Frauen und Kinder umgebracht zu haben. Zwei Tage lang verhaftete, folterte und ermordete unter Sampsons "Präsidentschaft" die EOKA-B linke Oppositionelle und Anhänger von Makarios“ (Schmid 2002).

veranlasst, einzugreifen.¹⁰⁹ Türkische Truppen landeten im Norden der Insel bei Kyrenia.

Die griechische Junta verordnete eine Generalmobilmachung und sämtliche NATO-Anlagen. Die Situation geriet außer Kontrolle. Die Gefahr eines griechisch-türkischen Krieges blieb dennoch gering, da sich die Junta ihrer militärischen Unterlegenheit bewusst zu sein schien.

Umso mehr erstaunt ihr gefährliches Vorgehen. Die geradezu groteske Unfähigkeit der Junta in der Zypernpolitik war in der nachträglichen Betrachtung ein entscheidender Faktor beim Zusammenbruch des Regimes.¹¹⁰

Welche Bedeutung der Zypernkrise bei Niedergang und Transition wirklich zukommt, bleibt schwer zu beantworten.¹¹¹ Die Transitionsforschung ist sich meist einig: „Unmittelbarer Anlaß für den Zusammenbruch der Diktatur war der Putsch gegen Makarios und die dadurch provozierte militärische Intervention der Türkei“ (Kohler 1981: 142). Die Zypernkrise wirkte dabei als „Katalysator der Selbstauflösung der autoritären Diktatur“ (Spengler 1995: 117). Der Übergang verlief geradezu reibungslos: Die Opposition innerhalb des Heeres brachte Gizikis dazu, eine Konferenz einzuberufen. Als deren Ergebnis wurde Karamanlis aus dem Exil zurück berufen und mit der Übernahme der Regierungsgeschäfte betraut.

7.4.3 Die demokratische Phase von 1974 bis 1983

Karamanlis und die Nea Demokratia¹¹² gewannen die Wahlen im November 1974. Er Als vordringliche außenpolitische Aufgabe galt der Beitritt zur Europäischen Gemeinschaft.

Um den Zypernkonflikt in den Griff zu bekommen und einen Krieg offiziell auszuschließen, unterzeichnete Außenminister Giorgios Mavros auf der Genfer Zypernkonferenz am 14. August 1974 die Waffenstillstandsabkommen von Juli und August.

¹⁰⁹ Ob die Verfassung auch ein unilaterales Vorgehen legitimierte, bleibt Gegenstand der Diskussion. Fest steht, dass es begründete Befürchtungen einer Verschlechterung der Lage für die zyperntürkische Minderheit gab (vgl. Adamson 2001: 288).

¹¹⁰ Weitere Faktoren waren die desaströse wirtschaftliche Lage nach immensen Auslandsverschuldungen und die Studentenunruhen, die breite Unterstützung in der griechischen Bevölkerung hatte.

¹¹¹ (vgl. z.B. Diamandouros 1986, Kohler 1981, Linz/Stepan 1996)

¹¹² (Neue Demokratie, ND)

Doch am selben Tag trat Griechenland aus der NATO aus,¹¹³ als Reaktion auf die Unfähigkeit der Allianz, die Invasion zu verhindern und den Krieg auszuschließen, der als „unvorstellbarer Krieg“ zwischen zwei Bündnispartnern innerhalb der NATO-Familie bezeichnet wurde.¹¹⁴

Trotz dieser offiziell antiamerikanischen Politik steigerte die Regierung Karamanlis die Verteidigungsausgaben von 18 (1974) auf 41 (1977) Milliarden US-Dollar: Die finanzielle Abhängigkeit von den USA blieb damit bestehen.

Karamanlis nannte die Beendigung der Auseinandersetzungen mit der Türkei als Bedingung für den Wiedereintritt in die NATO, musste dies jedoch aufgeben, da alle griechisch-türkischen Verhandlungen ergebnislos geblieben waren.

Die Zypernkrise war bei einem Patt angelangt, die Ägäis-Streitigkeiten von 1972/1973 blieben bestehen.

Ab 6. August 1976 kam es zur ersten Konfrontation mit der Türkei nach 1974. Diesmal handelte es sich um ein Wiederaufflammen des alten Konflikts um die Festlandsockel und die Grenzen auf dem Meeresboden zwischen den beiden Ländern. Das türkische Aufklärungsschiff Sismik-I¹¹⁵ war entsandt worden, um die Region zwischen der türkischen und den griechischen Inseln Limnos und Lesbos auszukundschaften. Griechenland wertete dies als Angriff auf seine Hoheitsgewässer, griechische Kriegsschiffe forderten die Sismik-I zum Abdrehen auf. Ankara wiederum erklärte, die Besatzung des türkischen Forschungsschiffs fühle sich von griechischen Hubschraubern und Düsenjägern bedroht. Daraufhin wurde die Sismik-I von einem türkischen Kriegsschiff begleitet.

Vier Tage später wandte sich Griechenland an den Internationalen Gerichtshof und den UNO-Sicherheitsrat mit der Begründung, die Situation stelle eine Bedrohung der griechischen Souveränität und damit der internationalen Sicherheit und des Friedens dar.¹¹⁶

¹¹³ Er behält jedoch NATO-Depots, Frühwarnsysteme und die US-Basen auf griechischem Boden bei.

¹¹⁴ das Diktum des „*unthinkable war*“

¹¹⁵ 1940 gebaut und mit veraltetem Forschungsgerät ausgestattet, war die Sismik-I Einschätzungen zufolge gar nicht in der Lage, relevante Forschungsergebnisse zu erzielen (Pautsch 1997: 1195; Fußnote 8). Ein reichlich absurder Zankapfel also.

¹¹⁶ Die Sismik-Krise hatte auch eine Diskussion um die US-amerikanischen Basen auf griechischem Boden zur Folge. Außenminister Mavros verlangte einen Abzug der Truppen mit der Begründung, die Vereinigten Staaten verfolgten eine Politik der Stärkung der türkischen Streitkräfte, welche Griechenland offen bedrohten (vgl. Pautsch 2007: 1226, Fußnote 11).

Doch von beiden Instanzen war keine Hilfe zu erwarten – das Problem wurde ignoriert. Ergebnis der Krise war eine Erhöhung der griechischen Verteidigungsausgaben auf ein Fünftel der Haushaltsausgaben (Clogg 1997: 215).

Für den Gegenstand der Studie ist der Hinweis wichtig, dass PASOK¹¹⁷ und Oppositionsführer Andreas Papandreou¹¹⁸, der nach 1981 zum Ministerpräsidenten gewählt wurde, sofort die Versenkung der Sismik-I gefordert hatte.

Bei den Wahlen 1977 konnte Papandreou mit seinen nationalistischen, anti-amerikanischen und antitürkischen Politik punkten: mit seiner neu gegründeten Partei erreichte er sofort 25 Prozent der Stimmen. Seit der Gründung der PASOK galt die Türkei als Hauptfeindin Griechenlands.¹¹⁹

In den folgenden Jahren mäßigte sich die PASOK um auch die Mitte für sich zu gewinnen. Es fand ein „sanfter Machtwechsel“ von rechts zur linken Mitte statt (Clogg 1997: 223). In der Außenpolitik unterschieden sich ND und PASOK sehr: Die ND stand für „vorgetäuschte Unterwürfigkeit“ dem Westen gegenüber, die PASOK für eine „Haltung des nationalen Stolzes“ (Clogg 1997: 256).

Diese zahlte sich bei den Wahlen 1981 offensichtlich aus. Die PASOK gewann, Papandreou wurde Ministerpräsident. Er hatte bereits 1974 einen Angriff der Türkei verlangt. Dies geschah gewiss mehr aus rhetorisch-strategischen Beweggründen, denn im Wahlkampf 1981 war stets von einer außenpolitischen Mäßigung die Rede.

Im April 1981 erklärte er öffentlich, er schließe einen Krieg mit der Türkei nicht aus. Im Dezember des gleichen Jahres forderte er auf der NATO-Tagung eine Grenzgarantie für Griechenland gegen die Türkei (Grothusen 1985: 160).

Im Dezember kam es zur „Schlacht um Limnos“: Im Rahmen eines NATO-Manövers sollte der Luftraum der seit 1960 als demilitarisiert geltenden Insel Limnos von Griechenland freigegeben werden. Papandreou hielt dies aufgrund des Vertrages von Montreux für überholt. Die NATO weigerte sich, Limnos mit einzubeziehen.

Das gleiche Problem ergab sich 1983. Diesmal zog sich Griechenland aus Protest aus dem Manöver zurück.

¹¹⁷ Panhellenistische Sozialistische Bewegung

¹¹⁸ Sohn des beliebten Gründers des Demokratischen Zentrums Giorgios Papandreou und Gründer der PASOK. Papandreou war ein Populist und bekannt für seine anti-türkischen Reden.

¹¹⁹ Papandreou prägte in seinen populistischen Reden beispielsweise das Diktum der Türkei als „Gefahr aus dem Osten“.

Bei den Verhandlungen um einen neuen US-amerikanischen Militärhilfe-Vertrag zwischen Griechenland und der Türkei beharrte Papandreou unnachgiebig auf ein Verhältnis 7:10 und macht damit auch vor der Weltöffentlichkeit keinen Hehl aus seiner antitürkischen Haltung.

In der Zypernfrage war Griechenland weiterhin für eine Internationalisierung, die Türkei vielmehr für eine regionale Lösung. Die UNO und die Blockfreien waren auf der Seite Griechenlands.

7.5. Regimewandel in der Türkei

Die Einteilung der türkischen Regimetypen in Phasen gestaltet sich weniger eindeutig als jene der griechischen. Der Analyse der griechischen Außenpolitik richtet sich die vorliegende Arbeit nach den Regimetypen.

Bei der griechischen Politik kann von drei klaren, aufeinander folgenden Phasen gesprochen werden (Anokratie, Diktatur und Demokratie), was die Analyse der jeweiligen Außenpolitik erleichtert.

Um eine möglichst gleiche Vorgehensweise wie bei der Evaluation der griechischen Außenpolitik zu erzielen, liegt auch bei der Analyse der türkischen außenpolitischen Tendenzen der Ausgangspunkt beim jeweiligen Regimetyp.

Verwendet wurde die Einteilung der Regimetypen nach dem Polity Handbook von Gurr et al., auch wenn die Einteilung in Phasen unklarer ist als im Falle Griechenlands und teilweise fragwürdig.

Bruce Russett verwendet folgende Klassifizierungen:

1949-1952 demokratisch

1953 – 1960 anokratisch

1961 – 1970 demokratisch

1971 – 1972 anokratisch

1973 – 1979 demokratisch

1980 – 1986 anokratisch

(Russett 1993: 97)¹²⁰

Problematisch ist zunächst bei den ersten beiden Phasen, ab wann von einem anokratischen Regime die Rede sein muss.

¹²⁰ Russett/Maoz beziehen sich auf das Polity II Handbook (Gurr et al. 1989)

Adnan Menderes war 1950 nach einer friedlichen Transition demokratisch gewählt worden. 1954 konnte er bei den Wahlen sogar eine noch größere Mehrheit erzielen. Doch spätestens ab 1955 trat die Ära Menderes in eine schwere innenpolitische Krise ein: Nachdem die Verhandlungen zwischen Großbritannien, Griechenland und der Türkei gescheitert waren, kam es zu Unruhen in Izmir und Istanbul, die dort lebende GriechInnen und deren Geschäfte, Wohnhäuser und Kirchen zum Ziel hatten. Nach einer Welle der Verwüstung verhängte Menderes das Kriegsrecht. Hinzu kommt die wachsende Kritik an der Wirtschaftspolitik der DP.¹²¹

Es folgten „drakonische“ Einschränkungen der Presse (Howard 2001: 124). Zwei Zeitungen, die über die Aufstände berichtet hatten, wurden geschlossen.¹²² JournalistInnen machten sich nun strafbar, wenn sie Artikel veröffentlichten, die „die Versorgung mit Konsumgütern einschränken oder zu Preiserhöhungen führen könnten“ und generell solche, die „einen Verlust des Respekts und des Vertrauens gegenüber den Behörden zur Folge haben könnten“ (Howard 2001: 124).

Somit ist es m.E. legitim das Menderes-Regime ab 1955 als „zivile Junta“ zu bezeichnen (Akgönül 2004: 128).

Russett bezeichnet das Regime ab 1953 als anokratisch, was der Operationalisierbarkeit und der Kohärenz halber übernommen wurde. Eine Begründung ist bei Russett jedoch nicht zu finden (Russett 1993: 97).

Des Weiteren ist es fraglich, ob nicht die durch einen Putsch an die Macht gekommene Militärregierung von 1960 und 1961 als autokratisch (und nicht lediglich als anokratisch) bewertet werden müsste.

1971 nützten fünf hoch dekorierte Generäle die angespannte Lage und die Unzufriedenheit der Bevölkerung für ihren so genannten „Memorandums-Putsch“. Sie präsentierten dem Präsidenten und den beiden Sprechern der Kammern ein Memorandum, in dem sie einen „Regierungsrücktritt und eine Neubildung eines verfassungstreuen Kabinetts“ forderten (Ahmad 2005: 152). Süleyman Demirel trat zurück und bereitete so den Weg für eine offiziell „überparteiliche“ Regierung, die sofort „antidemokratische Maßnahmen“ einleitete (Ahmad, ebd.).

¹²¹ In den meisten hier verwendeten Quellen wird die Behauptung geäußert, Menderes habe diese Unruhen angestiftet, bzw. aufgewiegelt, um von internen Problemen abzulenken. Dieser Aspekt wird aus Mangel an Belegen nicht verwendet.

¹²² *Ulus* und *Hürriyet*

Offizielles Ziel war die Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe und Ordnung, gemeint war eine Ausschaltung der Linken.

Die Arbeiterpartei und alle linken Jugendorganisationen wurden verboten, es kam zu Polizeidurchsuchungen und Einschüchterungen der ArbeiterInnen. Nach der Bildung einer „zivilen, überparteilichen“ Regierung kam es zu Übergriffen der „türkischen Befreiungsarmee“. Die Regierung reagierte mit der Verhängung des Ausnahmezustandes.¹²³ Unter dem Deckmantel der Kriegsrechts folgte eine Phase der brutalen Unterdrückung: die völlige Lahmlegung des politischen Lebens, Zeitungsverbote, Überwachung von Buchhandlungen, Folterung von JournalistInnen, Illegalisierung der Streiks. Nach der Entführung des israelischen Generalkonsuls in Istanbul im Mai 1971 wurden die Repressalien sogar noch verschärft.

In den Jahren von 1971 bis 1973 herrschten in der Türkei brutale Militärregierungen, deren Politik von Repression und der massiven Beschneidung demokratischer Rechte geprägt war. Der von Russett verwendete Index bezeichnet dennoch die Jahre von 1971 und 1972 als anokratisch.

Ab 1973 kam es zu einer zaghaften Demokratisierung. Russett klassifiziert die Jahre von 1973 bis 1979 als demokratisch. Er widerspricht sich hier selbst, denn er behauptet, dass sich die Zypernkrise von 1974 zu einer Zeit ereignete, mit „den *diktatorischsten* Regierungen, die beide Länder je erlebt hatten “ (Russett 1993: 20).¹²⁴ Basierend auf diesen widersprüchlichen Annahmen wertet Russett den Zypernkonflikt als klassischen Beleg für die These des Demokratischen Friedens.

Es ist wichtig, festzuhalten, dass sich die Eskalation des Zypernkonfliktes 1974 zu einer Zeit ereignete, da die Türkei zwar nicht diktatorisch, aber von einer nicht konsolidierten Demokratie regiert wurde. Die allgegenwärtige Gefahr eines erneuten Putsches durch das Militär verhinderte eine Konsolidierung der Demokratie (vgl. Mansfield/Snyder 2005: 66).

Meine These lautet, dass in der türkischen Nachkriegsgeschichte im Analysezeitraum kaum von einer Demokratie im qualitativ-normativen Sinn die Rede sein kann, da auch die demokratischen Regime starke autoritäre Züge aufwiesen und innenpolitische Repression ausübten.

¹²³ Die Verhängung des Ausnahmezustandes, bzw. des Kriegsrechts war ein überaus häufiges Mittel in der türkischen Politik ab 1945.

¹²⁴ Hervorhebung durch die Verf.

Obwohl sich vor allem in den 1960er Jahren das politische Spektrum erweiterte, blieben die demokratischen Institutionen stets schwach (Adamson 2001: 281 ff.).¹²⁵

Es kam in den 60er und 70er Jahren zur Zersplitterungen und Radikalisierung der Parteienlandschaft.¹²⁶ Die Bevölkerung war beunruhigt, es kam zur „Revolution der steigenden Erwartungen“ (Ahmad 2005).

Die demokratischen Regierungen reagierten darauf meist mit einer partiellen Autokratisierung. Hinweise darauf sind die starken Einschränkungen der Pressefreiheit und die häufige Verhängung des Ausnahmezustands und des Kriegsrechts. Problematisch ist die im Index verwendete Klassifizierung der verschiedenen, zum Teil durch einen Putsch an die Macht gekommenen Militärregierungen, als anokratisch und nicht als autokratisch. Es ist nicht möglich, dies in diesem Rahmen zu dekonstruieren. Die Einteilungen und Klassifizierungen werden übernommen, da sie zumindest nachvollziehbar sind: In der Literatur ist von der traditionell starken Rolle des Militärs in der türkischen Politik und dem hohen Ansehen in der Bevölkerung die Rede (vgl. z.B.: Adamson 2001: 301, Günay 2005: 91). PolitikerInnen begegnete die Öffentlichkeit traditionell mit Misstrauen, während die Armee stets als „Hüterin der Nation“ galt (Günay 2005: 95). Es scheint deshalb aufgrund der hohen Legitimation in der Bevölkerung gerechtfertigt, die türkischen Militärdiktaturen als anokratisch zu bezeichnen.

Es ergibt sich für die türkischen Regimetypen folgende Einteilung:

1. 1949 - 1922: demokratisch
2. 1953 – 1960: anokratisch
3. 1961 – 1970: demokratisch
4. 1971 – 1972: anokratisch

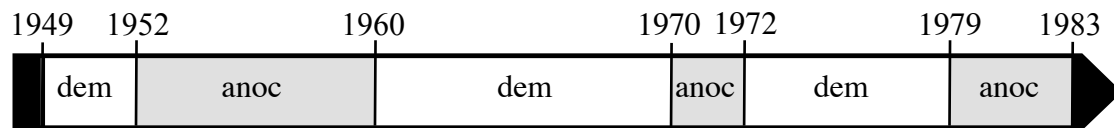
¹²⁵ Dies wiederum war Ergebnis der von oben nach unten stattfindenden Demokratisierung des türkischen Staates. Die Parteien waren elitär dominiert und funktionierten vor allem durch Klientelismus. „Während die Verfassung von 1961 die politischen Freiheiten (kurzfristig) erweiterte, kam es in den Parteien und der Partizipation im Allgemeinen zu keine entsprechenden Veränderungen“ (ebd.).

¹²⁶ Es kam zu Neugründungen von islamistischen und nationalistischen Parteien, wie beispielsweise der von Necmettin Erbakan gegründeten und 1972 verbotenen islamistischen „Partei der Nationalen Ordnung“ (Milli Nizam Partisi, MNP) und der von dem radikalen Nationalisten Alparslan Türkeş gegründeten Partei der Nationalen Aktion (Milliyetçi Hareket Partisi, MHP). Die MHP führte einen Untergrundkampf gegen alle vermeintlichen Linken. Die Regierung unternahm nichts gegen diese Terrorkampagne und bestärkte die MHP in ihrem gewaltsamen Vorgehen (ebd.).

5. 1973 – 1979: demokratisch

6. 1980 – 1983: anokratisch

(Russett 1993: 97)



Grafik 6: Regimetypen in der Türkei 1949 – 1983

Das Pendeln zwischen demokratischen, anokratischen und autokratischen Regimetypen bedeutet, dass sich das Land sehr häufig in Zuständen der Transition befand. Die Konfliktneigung müsste den Aussagen Mansfield und Snyders zufolge – vergleichbar mit Argentinien – relativ hoch sein.

7.6. Die Griechenland- und Zypernpolitik der Türkei von 1949 bis 1983

Um Wiederholungen zu vermeiden und da der grobe Verlauf der Zypernkrise und des Ägäiskonflikt bereits geschildert wurde, soll in diesem Kapitel ausdrücklich die Außenpolitik der Türkei fokussiert werden.

7.6.1 Die demokratische Phase von 1949 bis 1952

In den Jahren nach Kriegsende galt für Ismet İnönü die Eingliederung der Türkei in die NATO als oberstes Ziel. Deshalb wollte er sich in der Zypernfrage nicht zu engagiert zeigen (vgl. Akgönül 2004: 99; Steinbach 1996: 225).

Von 1950 bis 1960 wurde die türkische Außenpolitik von der Alleinregierung der Demokratischen Partei¹²⁷ unter Adnan Menderes bestimmt.

Der Türkei-Experte Udo Steinbach spricht von einer „Kontinuität der türkischen Außenpolitik in den kommenden zweieinhalb Jahrzehnten – unabhängig vom Wechsel der Regierungen“ (Steinbach 1996: 223).

¹²⁷ Demokrat Parti (DP)

Die Jahre von 1949 bis 1953 jedenfalls können als eine der positivsten Perioden in den griechisch-türkischen Beziehungen gewertet werden (Akgönül 2004: 95). 1950 entsandten beide Länder Truppen in den Koreakrieg. Nicht zuletzt durch diese militärische Kooperation konnte von einer Annäherung der beiden Länder die Rede sein. 1951 traten Griechenland und die Türkei gleichzeitig in die NATO ein.

7.6.2 Die anokratische Phase von 1953 bis 1960

Prozyperntürkische Versammlungen wurden 1953 und 1954 noch von der Regierung verboten. Doch Menderes konnte seine NATO-freundliche Neutralität in der Zypernfrage nicht unendlich aufrechterhalten. Wie ihre griechischen Kollegen befanden sich die türkischen Politiker in einem Dilemma zwischen äußerer Bündnistreue und nationalen Forderungen. Es kam zu erneuten Krisen.

So wurde beispielsweise eine Kampagne in der türkischen Presse für die Zyperntürken im Jahre 1954 von der Regierung gutgeheißen.

Ziel der angeblich von Menderes unterstützten Anschläge auf griechische Einrichtungen in Izmir und Istanbul von 1955 war es, der Weltöffentlichkeit zu zeigen, dass die Meinung der türkischen Öffentlichkeit zur Zypernfrage nicht gleichgültig war (Akgönül 2004: 99).¹²⁸ Ziel war somit eine Legitimierung der Involvierung der Türkei in die Zypernthematik.

Ab 1955 kann somit von einer Krise der griechisch-türkischen Beziehungen die Rede sein. Die türkischen Pressekampagnen richteten sich nun verstärkt gegen das griechische Patriarchat der griechischen Minderheit in der Türkei und der ZyperngriechInnen (ebd.).

Zwischen 1955 und 1959 herrschte auf Zypern – der Definition der AKUF – zufolge Krieg zwischen der EOKA¹²⁹ und Großbritannien. Im Dezember 1956 wurde die zyperntürkische Terrorgruppe Volkan mit Geldern der türkischen Regierung zur TMT¹³⁰ gewandelt (Bloom 2004a).

1959 kam es durch die Verträge von Zürich und London, welche die zyprische Unabhängigkeit vorsahen, zu einer vorübergehenden Entspannung der bilateralen

¹²⁸ (vgl. z.B. Howard 2001: 121; Akgönül 2004: 98)

¹²⁹ Ethniki (Epanastatiki) Organosis Kypriou Agoniston (Kypriakou Agonos) – Nationale (Revolutionäre) Organisation Zyprischer Kämpfer (des Kampfes auf Zypern)

¹³⁰ Türk Mukavemet Teskilati – Türkische Widerstandsorganisation

Beziehungen. Doch die innenpolitische Lage hatte eine erneute zwischenstaatliche Anspannung zur Folge. Als Gerüchte von einem Staatsstreich hinzukamen, bot sich Griechenland und die Haltung der GriechInnen und ihrer Patriarchen in der Zypernfrage als Feindbild geradezu an.

1960 war vor allem durch Machtkämpfe der Splittergruppen unter den Putschisten gekennzeichnet. Das Unabhängigkeitsabkommen vom 16. August 1960 wurde von der Militärregierung unter Cemal Gürsel gutgeheißen.

Die Außenpolitik der gemäßigten Militärs war von einer starken Westorientierung und der Fortsetzung der guten türkisch-amerikanischen Beziehungen gekennzeichnet (Grothusen 1985: 107).¹³¹

7.6.3 Die demokratische Phase von 1961 bis 1970

1961 kam es zum ersten tief greifenden Dissens zwischen der Türkei und den USA.¹³²

Im Dezember 1963 ereigneten sich gewalttätige Ausschreitungen in Nicosia, die Stadt wurde 1964 durch die „*Green Line*“ geteilt. Die Gewalt breitete sich auf andere Städte aus.

Die Untergrundorganisation TMT schritt auf zyperntürkischer Seite mit Unterstützung der auf der Insel stationierten türkischen Truppenkontingenten ein (Bloom 2004b). Im März 1964 wurde ein Waffenstillstand vereinbart, die UNO entsandte eine Friedenssicherungstruppe.

Die Machtübernahme durch die Obristen in Athen war für Ankara zunächst kein Grund zur Beunruhigung. Beide Regierungen sahen einander vielmehr als Verbündete im Kampf gegen den Kommunismus und als Freunde der USA (wenn auch vor allem aus wirtschaftlicher Abhängigkeit).

Doch die prozyprische Haltung der griechischen Generäle, bzw. die offene Propagierung der *Enosis* führte in der Folge zu einer entscheidenden Veränderung der türkischen Außenpolitik.

¹³¹ Die radikalen, neofaschistischen Kräfte unter Alparslan Türkes waren von den gemäßigten Militärs besiegt, und auf Botschafterposten ins Ausland abgeschoben worden (u.a. Ahmad 2005: 138).

¹³² Grund war der Kennedy-Chruschtschow-Deal und der folgende Abzug der amerikanischen Raketen aus der Türkei, welche diese gerne behalten hätte (vgl. Steinbach 1996: 292).

Nachdem im November 1967 die Kämpfe auf Zypern wieder entfacht worden waren, hielt diesmal die Türkei dezidiert zu den ZyperntürkInnen. Die Große Nationalversammlung stimmte am 17.11.1967 fast einstimmig für eine militärische Intervention.¹³³

Die türkische Regierung stellte klare Forderungen an Griechenland und setzte ein Ultimatum. Das diktatorische Regime in Athen reagierte und kam den Forderungen großteils nach, um einen Krieg mit der militärisch überlegenen Türkei zu verhindern. Auch die intensive Vermittlung durch UNO, USA und die NATO half, Griechenland zum Einlenken zu bewegen. Außerdem verhinderte die amerikanische Sechste Flotte türkische Truppenbewegungen (vgl. Grothusen 1985: 133).

7.6.4 Die anokratische Phase von 1971 bis 1972

Wie bereits ausgeführt waren die Jahre nach dem Memorandumsputsch von massiven innenpolitischen Problemen überschattet. Die Generäle hatten kein klares Programm, außer dem fadenscheinigen Ziel der Implementierung der Verfassung von 1961. Besonders außenpolitisch ließen die Putschisten ein klares Ziel vermissen. Es kam zu keinen entscheidenden Entwicklungen in der ungelösten Zypernfrage und in den türkisch-griechischen Beziehungen.

7.6.5 Die demokratische Phase von 1973 bis 1979

Ab 1972 nahmen die Spannungen wegen ungelöster Ägäisfragen zu, Anfang 1974 kam es zum ersten offenen Konflikt um die Erdölrechte.¹³⁴ Laut türkischem Staatsanzeiger wurde der Turkish Petroleum Company gestattet, an genau bezeichneten Stellen in der Ägäis nach Öl zu bohren.

Athen reagierte Anfang Februar und proklamierte volle Rechte über die Festlandsockel der vor der Küste der Türkei liegenden griechischen Inseln. Am 27. Februar 1974 erklärte die türkische Regierung, die Konzessionen für legal, mit der Begründung, die Gebiete seien die „natürlich Fortsetzung Anatoliens“ und die

¹³³ Wie bereits in 3.4.2 ausgeführt beinhalteten die Forderungen einen Truppenabzug, die Zurückberufung des nationalistischen General Grivas und eine unabhängige Nationalgarde.

¹³⁴ Der Hintergrund: Beide Länder haben „stark strapazierte Haushalte“ wegen gestiegener Ölausgaben (Steinbach 1996: 248).

griechischen Inseln verfügten nicht über eigene Festlandssockel (Steinbach 1996: 248).

Es kam zur offenen Krise: In türkischen Großstädten demonstrierte die Bevölkerung, die griechische Armee war in erhöhte Alarmbereitschaft versetzt (Howard 2001: 150). Im Juni fanden NATO-Gespräche zwischen dem türkischen Premierminister Bülent Ecevit und dem griechischen Präsidenten Phaidon Gizikis statt und sorgten für kurzfristige Entspannung.

Im August kam es zu einem Dissens um die Flugkontrollrechte im ägäischen Luftraum. Seit 1952 wurden diese von Griechenland ausgeübt. Die türkische Regierung forderte nun die Kontrolle über die östliche Hälfte des Meeres. Die Junta lehnte ab und erklärte den ägäischen Luftraum für unsicher. Die Türkei erweiterte ihre Forderung und forderte, selbst alle internationalen, sowie im griechischen Falle militärischen und zivilen, Flüge zu kontrollieren. Griechenland erklärte den Luftraum über der Ägäis zur unsicheren Zone, der direkte Flugverkehr wurde für die folgenden Jahre unterbrochen.

Vor diesem angespannten Hintergrund putschte am 15. Juli 1974 die von Griechenland gesteuerte Nationalgarde auf Zypern, setzte Nikos Sampson als Präsident ein und provozierte so die gewalttätigste griechisch-türkische Krise seit 1922.

Die turbulente politische Ausgangslage dieser Krise kam für die türkische Regierung unter Ecevit noch hinzu: Zunächst einmal war sie knapp einem bewaffneten Konflikt mit Griechenland in der Ägäis entgangen. Außerdem hatte sie die US-amerikanische Regierung in einer Debatte um den Opiumanbau in der Türkei brüskiert. Doch vor allem war sie sich – nach dem Skandal um den Johnson-Brief – im Klaren, dass sie nicht auf die Unterstützung der USA zählen konnte.¹³⁵

¹³⁵ Der damalige US-amerikanische Präsident Lyndon B. Johnson hatte in einem Brief vom 05. Juni 1964 erklärt, die Türkei könne nicht in jedem Falle mit der Unterstützung der amerikanischen Verbündeten rechnen: „Ich hoffe, sie verstehen, dass ihre Nato-Verbündeten noch keine Gelegenheit hatten, zu erwägen, ob sie der Verpflichtung unterliegen, die Türkei gegen die Sowjetunion zu schützen, im Falle die Türkei einen Schritt unternimmt, der zu einer sowjetischen Intervention führt, ohne die volle Zustimmung und das Einvernehmen ihrer Nato-Verbündeten“ (zit. nach und Übers. durch Steinbach 1996: 230). Gemeint war eine mögliche Aktion der Türkei auf Zypern, die nicht durch die USA unterstützt werden würde. Der Brief, der erst 1966 an die türkische Öffentlichkeit gelangte, hatte zu einer Welle des enttäuschten Antiamerikanismus in der türkischen Presse und der Bevölkerung geführt (vgl. Ahmad 2005: 147).

Außerdem verbreitete sich in den türkischen Küstenstädten die – unbegründete – Angst vor einer griechischen Invasion (vgl. Howard 2001: 150). Die türkische Regierung berief sich auf die zyprische Verfassung von 1960, die i.E. ein Eingreifen bei Verletzung des *status quo* erlaubte.¹³⁶ Sie forderte Großbritannien zur gemeinsamen Intervention auf. Großbritannien weigerte sich und verhinderte sogar gemeinsam mit den USA eine Verurteilung des Putsches vor dem Weltsicherheitsrat (Karádi/Lutz 1998: 131).¹³⁷

Die türkische Regierung unter Ecevit entschied sich für einen Alleingang.

Dies ist vor dem Hintergrund der innenpolitisch schwierigen Situation in der Türkei zu sehen: Die Koalitionsregierung aus dem gemäßigten, zunächst um eine friedliche Lösung bemühten Bülent Ecevit und dem Islamisten und Nationalisten Necmettin Erbakan¹³⁸ focht schwere interne Kämpfe aus, bis sich Ecevit schließlich für einen militärischen Einsatz entschloss. Der Druck der türkischen und zyperntürkischen Bevölkerung kam noch hinzu.

Am 20. Juli landeten schließlich türkische Truppen auf Zypern und belagerten nach dreitägigem Kampf etwa ein Drittel der Insel.

Nach einem dem Kollaps der Junta folgenden Waffenstillstand und einmonatigen Verhandlungen drangen die türkischen Truppen ein zweites Mal vor und brachten strategische Punkte im Osten und Westen Zyperns unter ihre Kontrolle. Türkische Einheiten besetzten nun etwa 38 Prozent der Insel.¹³⁹

Das türkische Verteidigungsbudget wurde um 50 Prozent erhöht. Die griechisch-türkischen, aber auch die türkisch-europäischen Beziehungen erfuhren eine starke Zäsur.

Doch national fanden die teuren Einsätze großen Anklang. Bülent Ecevit erlebte den Höhepunkt seiner Popularität und dankte dennoch noch im September 1974 ab (Howard 2001: 151). In den nächsten sechs Jahren folgten schwache und instabile

¹³⁶ Ob auch ein unilateraler Eingriff im Sinne der trilateralen Abmachung war, wird bis heute diskutiert.

¹³⁷ Die USA stoppten jedoch von Sommer 1974 bis 1978 ihre militärische Hilfe. Türkische Vertreter führen dies auf die Macht der „griechischen Lobby“ in der US-Politik zurück (Volkan/Itzkowitz 1994: 148).

¹³⁸ Der 1926 geborene Islamist und Nationalist Necmettin Erbakan studierte Maschinenbau in Deutschland und arbeitete bei der Firma Deutz an der Entwicklung des Leopard-Panzers mit. 1969 begann seine politische Karriere, 1972 gründete er die Nationale Heilspartei, MSP (Milli Selamet Partisi).

¹³⁹ Die Angaben reichen von 34 über 38 bis 40 Prozent.

Koalitionsregierungen, die nicht mehr vom als Triumph dargestellten Zypern-Einsatz profitieren konnten.

Im Februar 1975 rief der Führer der ZyperntürkInnen den „Föderativen Staat Nordzypern“ aus. Doch die türkische Regierung hatte ihre Strategie geändert: Sie unterstützte die ZyperntürkInnen nicht mehr bedingungslos. Ihr Ziel war nun vielmehr ein unabhängiger souveräner Gesamtstaat – und nicht mehr die Teilung (türkisch: *taksim*) der Insel. Außerdem gab die Türkei interkommunalen Gesprächen vor internationalen den Vorrang (vgl. Grothusen 1985: 152). Gespräche fanden nach 1975 statt, ab 1977 unter UNO-Leitung.¹⁴⁰

Wie bereits geschildert, kam es im August 1976 zu einem erneuten Konflikt um Festlandsockel und Seegrenzen der Ägäis. Grund war diesmal das von der Türkei entsandte Forschungsschiff Sismik-I.

Nach einem kurzen rhetorischen Schlagabtausch der nationalistisch orientierten Regierungen und der Weigerung der internationalen Gemeinschaft, den Vorfall zu thematisieren, verlief dieser allerdings im Sande.

Im Frühjahr 1980 wurde gar der Flugverkehr wieder aufgenommen.

7.6.6 Die anokratische Phase von 1980 bis 1983

Nach dem dritten Putsch in der türkischen Nachkriegsgeschichte kam es zur weiteren Verschlechterung des Verhältnisses zu Griechenland (vgl. Steinbach 1996: 258).

Das Militär betonte den Atatürkschen Nationalismus. Es überrascht, dass die Militärs Griechenland gegenüber trotzdem Konzessionen machten und eine Bedingung für dessen Wiedereintritt in die NATO – die Lösung der Ägäisfragen – fallen ließen.

Griechenlands Rückkehr in die NATO Ende 1980 und der EG-Beitritt 1981 wurde als Bedrohung angesehen. Das Verhältnis verschlechterte sich nach dem Wahlsieg Papandreu im Oktober 1981.¹⁴¹

Nachdem Papandreu 1981 auf der NATO-Dezembertagung eine Grenzgarantie gegen die Türkei gefordert hatte, ging die Konferenz zum ersten Mal in ihrer Geschichte ohne Communiqué auseinander (Grothusen 1985: 160).

Eine weitere Anspannung ereignete sich im Dezember 1982 mit der Limnos-Krise.

¹⁴⁰ die „Wiener Gespräche“

¹⁴¹ Auf der anderen Seite stieg durch den Sieg der griechischen Sozialisten der strategische Wert der Türkei für die USA (vgl. Ahmad 2005: 177).

Die Jahre 1982 und 1983 standen somit im Zeichen des Streits um Limnos, sowie generell der alten Fragen um Luftraum, Schelf und Ölvorkommen in der Ägäis.

Im Juli 1982 wurde zwar ein Moratorium des Verzichts auf gegenseitige Provokationen abgeschlossen. Doch bereits Ende des Jahres warf Papandreou der türkischen Regierung vor, dieses gebrochen zu haben.

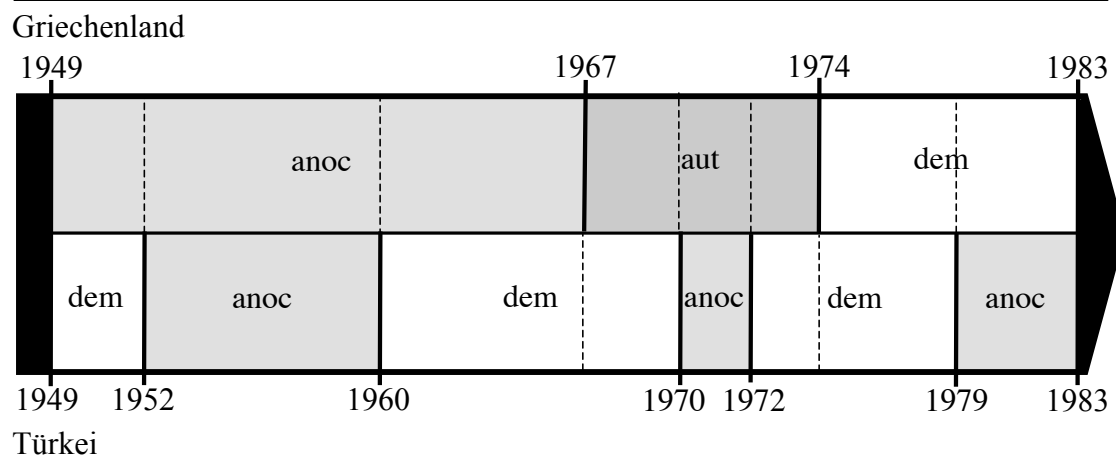
Am 15.11. 1982 weigerte sich die Türkei, der UNO-Seerechtskonvention beizutreten. Auch Gespräche auf unterer Ebene brachten keine Annäherung. In der Zypernfrage plädierte die Türkei für eine regionale Lösung, Griechenland wollte Zypern auf den internationalen Agenden sehen. Das Ende der Militärherrschaft in der Türkei war, was Zypern anbelangt, durch einen „Patt mit faktischem Übergewicht für die Türkei geprägt, dafür aber mit einem moralischen Vorsprung für Griechenland“ (Grothusen 1985: 162).

7.7. Diachrone Analyse der kombinierten Regimetyp-Phasen

Wie bereits geschildert, existieren bei der Analyse nach Bruce Russett sechs Möglichkeiten der Kombination von demokratischen (dem), anokratischen (anoc) und autokratischen (aut) Regimetypen: dem/dem, dem/anoc, dem/aut, anoc/anoc, anoc/aut und aut/aut. In der griechisch-türkischen Geschichte kommen im ausgewählten Zeitraum all diese Kombinationen vor - bis auf das Aufeinandertreffen zweier autokratischer Regime.

Durch die Kombination der griechischen und der türkischen Phasen der abfolgenden Regime ergibt sich folgende zeitliche Einteilung:

Dauer	Griechenland / Türkei
1. 1949 – 1952	anoc / dem
2. 1952 – 1960	anoc / anoc
3. 1960 – 1967	anoc / dem
4. 1967 – 1970	aut / dem
5. 1970 – 1972	aut / anoc
6. 1972 – 1974	aut / dem
7. 1974 – 1979	dem / dem
8. 1980 – 1983	dem / anoc



Grafik 7: Regimetypen Griechenland und Türkei 1949 – 1983

Es soll nun versucht werden, eine Synthese der in den vorangegangenen Kapiteln skizzierten griechischen und türkischen Außenpolitiken herzustellen. Ziel ist es, Aussagen über die Beziehungen der beiden Länder in Bezug auf den jeweiligen Regimetyp zu treffen.

Der Theorie des Demokratischen Friedens zufolge müsste die Zeit, in der beide Länder demokratisch regiert wurden, also die Jahre von 1974 bis 1979, die friedlichste Periode in den griechisch-türkischen Beziehungen darstellen. In allen anderen Phasen war mindestens ein Regime ano- oder autokratisch, die Beziehungen müssten also erkennbar schlechter sein als in der demokratischen Phase.

7.7.1 Die anokratisch-demokratische Dyade von 1949 bis 1952

Die ersten Jahre nach dem griechischen Bürgerkrieg stellten wie bereits geschildert eine positive Phase in den griechisch-türkischen Beziehungen dar. Es kam zu einer Annäherung der beiden Länder. Der gleichzeitige NATO-Beitritt und die Entsendung sowohl griechischer als auch türkischer Truppen in den Koreakrieg bestätigen dies. Die häufig wechselnden griechischen Premierminister¹⁴² bemühten sich, Großbritannien und die USA nicht zu verstimmen und behielten so den von Venizelos geprägten Kurs bei, sich in der Zypernfrage zurückzuhalten. Zypern war

¹⁴² Von 1949 bis 1952 wurde Griechenland in rascher Abfolge von folgenden Premierministern regiert: Dimitrios Partsalidis, Alexandros Diomidis, Ioannis Theotokis, Sophoklis Venizelos (zwei Mal), Nikolaos Plastiras und Dimitrios Kiousopoulos.

kein offizielles Thema, doch hin und wieder wurde zaghaft die Hoffnung geäußert, Großbritannien werde Zypern an Griechenland abgeben.

Auch die Türkei unter İnönü hielt sich in der Zypernfrage bedeckt. Viel wichtiger war die Integration in das westliche Verteidigungsbündnis und den Westen generell.

Auch die extreme Abhängigkeit der Länder vom Westen und vor allem den USA verhinderte eine Positionierung in der Zypernfrage und somit eine Konfrontation.

7.7.2 Die anokratische Dyade von 1952 bis 1960

In dieser Phase kam es nach anfänglicher Zurückhaltung zu einer ersten ernsten Krise. Türkische Truppen waren gar an einem Krieg auf Zypern beteiligt. Ende des Jahrzehnts kam es aber zu einer friedlichen Lösung, einem Kompromiss.

1952 kam in Griechenland der konservative General Alexandros Papagos an die Macht. Er war als erster griechischer Premier offen pro-zyperngriechisch (Valinakis 1989: 62). Sein Ziel war die *Enosis*, Unterstützung erhoffte er sich hier von Großbritannien. Zypern war somit ab 1952 ein Thema der griechischen Außenpolitik. Doch bis 1954 blieb es ein rein zyprisch-britisches, bzw. griechisch-britisches Problem (das Großbritannien nicht als solches anerkannte).

Auch die türkische Regierung übte sich bis 1954 in äußerster Zurückhaltung. Prozyperntürkische Demonstrationen und Versammlungen waren damals in der Türkei verboten.

Enttäuscht vom britischen Bündnispartner setzte Papagos 1954 die Zypernfrage auf die Agenda der Vereinten Nationen. Dies bedeutete die Internationalisierung des Konflikts, aber auch die Involvierung der Türkei und somit den offiziellen Beginn der Krise in den griechisch-türkischen Beziehungen.

Die Politik des griechischen Premiers Karamanlis plädierte ab 1955 für die Unabhängigkeit Zyperns. Die türkische Regierung war dagegen für eine Fortsetzung der britischen Herrschaft auf der Insel, da i.E. nur so die Sicherheit der ZyperntürkInnen gewährleistet sein konnte.

Ab 1954 war die türkische Außenpolitik offiziell pro-zyperntürkisch. In den Jahren bis 1957 kam es in türkischen Städten zu antigriechischen Ausschreitungen.

Auf Zypern weiteten sich die antikolonialen Kämpfe der radikalen ZyperngriechInnen auf die türkische Bevölkerungsgruppe aus. Zwischen 1955 und 1959 herrschte ein innerzyprischer Krieg zwischen der griechischen EOKA und

Großbritannien (mit Unterstützung der zyperntürkische Terrororganisation TMT).¹⁴³

Diese wird wiederum finanziell durch die Türkei unterstützt (vgl. Bloom 2004a).

Es kann also von einer indirekten Teilnahme der Türkei die Rede sein. Griechenland unterstützte die ZyperngriechInnen auf der internationalen Bühne. Bei den Kämpfen starben 600 bis 1000 Menschen.

Ab 1959 fanden erste Gespräche zwischen den griechischen und türkischen Außen- und Premierministern statt. Die Parteien handelten einen Kompromiss aus, Ende des Jahres wurde die Unabhängigkeit Zyperns besiegelt. Am 16. August 1960 wurde Zypern schließlich unabhängig, mit einer Verfassung, die besonders die Rechte der zahlenmäßig kleineren türkischen Volksgruppe schützen sollte.

Die Internationalisierung des Zypernproblems geschah auf Druck der Öffentlichkeit beider Länder, bzw. auch Zyperns. Dass sich die griechische und türkische Regierung diesem Druck beugte ist wiederum als Ergebnis der Instabilität der nicht konsolidierten Regime zu werten. Gemäß der These von Mansfield und Snyder sind Übergangsregierungen anfälliger für Nationalismus (und damit kriegerischer) (Mansfield/Snyder 1995, 2005).

7.7.3 Die anokratisch-demokratische Dyade von 1960 bis 1967

Die Jahre bis zur Machtübernahme der Junta in Griechenland waren von einer drastischen Verschlechterung der innerzyprischen Lage, später auch von griechischen und türkischen Bemühungen und Verhandlungen geprägt.

Für Griechenland war mit der Unabhängigkeit Zyperns das Problem gelöst, politisches Ziel war die Aufrechterhaltung des *status quo*. Die *Enosis* war kein außenpolitisches Thema mehr.

In der Türkei war die neue demokratisch gewählte Regierung 1961 mit ersten Auseinandersetzungen mit dem Partner USA beschäftigt.

Auf Zypern kam es ab 1963 zu schweren Zusammenstößen der beiden Volksgruppen und ersten Vertreibungen. Zypern stand nun an erster Stelle der Außenpolitik der beiden Länder. Zwischen 21.12.1963 und 11.8.1964 herrschte Krieg.¹⁴⁴ Die EOKA

¹⁴³ Grund war die Furcht vor einem Anschluss an Griechenland und die daraus womöglich resultierende Diskriminierung (vgl. Bloom 2004a).

¹⁴⁴ „Schätzungen über die Zahl der Opfer schwanken zwischen 60 und 500 Toten.“ (Bloom 2004b).

und die TMT bekämpften sich, beide wurden nun von auf der Insel stationierten griechischen, bzw. türkischen Kontingenten unterstützt. Dennoch handelte es sich nicht um einen griechisch-türkischen Krieg. Beendet wurde der Krieg erst durch die Vermittlung der UNO und die Stationierung der UNFICYP.

Der 1964 von Papandreou abgelehnte Acheson-Plan sah neben der Vereinigung mit Griechenland die Errichtung einer größeren türkischen Militärbasis vor.

Dieses zweite Element wurde in den griechisch-türkischen Verhandlungen von 1966 wieder aufgegriffen. Eine türkische Militärbasis zum Schutz der ZyperntürkInnen wurde vereinbart, beide Seiten unterzeichneten in Paris ein entsprechendes Protokoll. Doch die Annäherung in den griechischen und türkischen Standpunkten ging in den Wirren des griechischen Militärputsches unter. Die diplomatischen Bemühungen sind zunichte gemacht.

7.7.4 Die autokratisch-demokratische Dyade von 1967 bis 1970

Zu Beginn überraschte die Junta zunächst mit Zugeständnissen an die Türkei. Doch die Anfangsphase der griechischen Diktatur war vor allem durch das diplomatische Ungeschick der Obristen gekennzeichnet. In der Zypernfrage verhielten sie sich zunächst offiziell gemäß der Interessen der westlichen Bündnispartner. Bald schon aber wird das eigentliche Ziel klar: die *Enosis*, die Vereinigung Zyperns mit Griechenland. Neu ist „die lawinenhafte Heftigkeit, mit der das Zypernproblem (..) sofort einer Katastrophe entgegeneilte“ (Grothusen 1980: 184). Die Außenpolitik unterscheidet sich damit deutlich von den zwar schwierigen, doch von diplomatischen Bemühungen geprägten Phasen.

Unmittelbare Folge war die endgültige Spaltung zwischen Nikosia und Athen, welches die Obristen als „Nationales Zentrum“ Zyperns bezeichneten. Durch die Propagierung der *Enosis* durch die Putschisten, die beste Kontakte zu Teilen der zyperngriechischen Opposition pflegten, war es nicht verwunderlich, dass auch die Spannungen mit der Türkei zunahmen. Bedingt durch die Ängste der ZyperntürkInnen vor der Autokratie in Athen, brachen die Kämpfe auf Zypern 1967 wieder aus, diesmal vor allem mit zyperngriechischen Opfern.

Die türkische Regierung stand nun gänzlich hinter den ZyperntürkInnen: Im November stimmte das türkische Parlament fast einstimmig für einen militärischen Einsatz.

Nach internationaler Vermittlung kam die Junta den Forderungen der Türkei nach.¹⁴⁵

Eine Militäraktion konnte so abgewendet werden.

Der griechisch-türkische Disput führte in den kommenden Jahren auch zu einem Konflikt zwischen Griechenland und der Republik Zypern.¹⁴⁶

7.7.5 Die autokratisch-anokratische Dyade von 1970 bis 1972

Dies ist die einzige Phase in der untersuchten Zeitspanne, in der sowohl Griechenland als auch die Türkei von Militärregimes regiert wurden. Die türkischen Militärs glichen ihren griechischen Pendants in ihrer außenpolitischen Schwäche.

Die mittlerweile zwischen den Führungen Zyperns und Griechenland bestehende Feindschaft hatte einen teilweise besänftigenden Effekt auf die griechisch-türkischen Beziehungen.

Beide Länder hatten nun - was Zypern anbelangt - sich überschneidende Interessen. Und zwar immer dann, wenn es darum ging, Makarios und seine Anhängerschaft zu schwächen bzw. nicht weiter erstarken zu lassen.

Ansonsten ließen die türkischen „Memorandumsputschisten“ ein eindeutiges außenpolitisches Programm vermissen.

7.7.6 Die autokratisch-demokratische Dyade von 1972 bis 1974

In diesen zwei Jahren kam es zur Verschlechterung der griechisch-türkischen Beziehungen, und nach einer griechischen Intervention auf Zypern sogar zu einem türkischen Militäreingriff.

Ab 1972 wurden die Eingriffe der Junta in zyprische Souveränitätsrechte immer extremer. Nach Mordanschlägen und geheimen Aktionen forderten die Obristen nun ganz offiziell den Rücktritt ihnen nicht genehmer Politiker.

Gleichzeitig verschlechterte sich das Verhältnis zwischen der griechischen Militärregierung und der neuen demokratischen Regierung der Türkei. Nach Dissonanzen wegen diverser Ägäisfragen kam es 1972 zur offenen Krise um die

¹⁴⁵ siehe Kapitel 3.4.2

¹⁴⁶ Mordanschläge auf Makarios, Unterwanderung der Nationalgarde, Wiedereinschleusung von General Grivas etc.

Erdölrechte. 1973 wird die Krise akut. Die türkische Öffentlichkeit ist in Aufruhr, das griechische Militär in Alarmbereitschaft versetzt.

Im Juni desselben Jahres sorgten Gespräche zwischen Gizikis und Ecevit zunächst für Entspannung. Doch bereits im August wurde ein erneuter Streit um die Flugkontrollrechte entfacht.

1974 schließlich entmachtete ein von Athen aus gesteuerter Putsch die zyprische Regierung. Die türkische Regierung musste sich dem Druck der nationalistischen Kräfte der Koalitionsregierung und der Bevölkerung beugen und entschied sich für eine militärische Aktion.

Dies ist besonders problematisch. Besagt die Theorie des Demokratischen Friedens doch, PolitikerInnen agierten pazifistischer aufgrund ihrer Bindung an die Macht des wählenden Volkes. Was nun, wenn das Volk bellizistisch agiert? Dies ist wiederum als Ergebnis eines territorial-nationalistischen, bellizistischen Populismus zu sehen, der in diesem Fall von Erbakan und der MSP¹⁴⁷ ausging (siehe dazu ausführlicher Kapitel 7.8.).

Türkische Truppen besetzten in der Folge mehr als ein Drittel der Insel.

7.7.7 Die demokratische Dyade von 1974 bis 1979

Neben der vorangegangenen autokratisch-demokratischen Phase, ist diese Phase für die Überprüfung der DF-These entscheidend. Der Logik des Demokratischen Friedens zufolge böte der Übergang Griechenlands eine Gelegenheit zur diplomatischen Lösung des lange währenden Zypernkonflikts.

Fest steht zunächst, dass in diesen Jahren eine weitere Eskalation verhindert werden konnte. Der neue, demokratisch gewählte Premier Karamanlis sah von einer Reaktion auf die Okkupation durch die türkischen Truppen ab und verhinderte so einen offenen Krieg.

In einer Rede schwor er mit blumigen Worten etwaigen Rachededanken ab:

„Der Aufschrei gegen diese schändliche türkische Aktion hat in der ganzen Welt Widerhall gefunden. Aber Griechenland stellt sie vor ein unmittelbares, ernstes Dilemma: Sollten wir Gewalt mit Gewalt, Verrat mit Verrat

¹⁴⁷ Milli Selamet Partisi (MSP), Nationale Heilspartei

vergelt? Sollten auch wir zum Gesetz des Dschungels Zuflucht nehmen?“
(zitiert nach Steinbach 1996: 249).

An eine wirkliche Lösung des Konflikts war dennoch nicht zu denken (vgl. Adamson 2001: 278).

Ein Krieg gegen die militärisch überlegene Türkei war abgewendet worden, doch in den Jahren 1974 und 1975 spitzte sich die Situation in der Ägäisfrage weiter zu. Interessant ist die Beobachtung, dass sich in beiden Ländern die parlamentarische Opposition kriegerischer gab als die jeweilige Regierung (Calvocoressi 2000: 286).

Beispielsweise hatte die griechische Regierung im Zuge der Krise um das Forschungsschiff Sismik-I im Februar 1976 eine offizielle Gewaltverzichtserklärung bei griechisch-türkischen Disputen vorgeschlagen. Doch die Regierung Demirel lehnte dies auf Druck der türkischen Opposition ab.

Griechenland hatte auch mit dem Versuch, den Disput vor den UN-Sicherheitsrat und den Internationalen Gerichtshof zu bringen, keinen Erfolg. Dies bedeutete einen kleinen Erfolg für die Türkei, die stets bilaterale Diskussionen vorgezogen hatte.

1978 kam es zu einer erneuten Annäherung. Ecevit und Karamanlis vereinbarten, sich drei bis vier Mal im Jahr zu diplomatischen Gesprächen zu treffen.

Doch trotzdem kann nicht von einer signifikanten Entspannung die Rede sein. Das Hauptproblem war nun Griechenlands Rückkehr in die NATO. Nachdem sich Griechenland 1974 - verbittert über die Passivität der BündnispartnerInnen im Zypernkonflikt - aus der NATO zurückgezogen hatte, wollte Karamanlis in den folgenden Jahren wieder zur vollen Mitgliedschaft zurückkehren. Doch die Türkei forderte als Bedingung eine verbindliche Regelung in der Ägäisfrage.

In diesem Streit sollte es erst unter der autokratischen türkischen Regierung zu Konzessionen kommen.

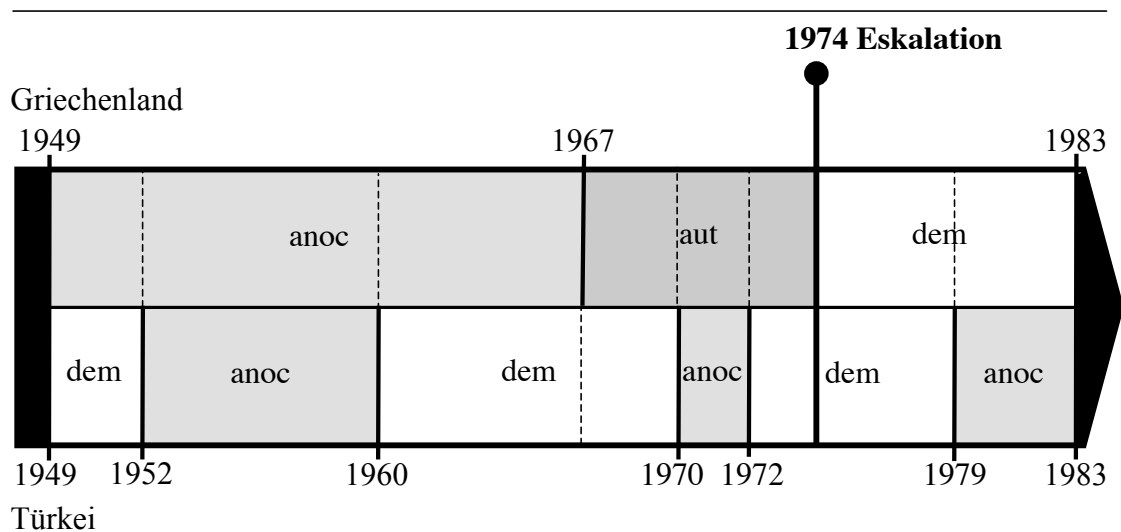
7.7.8 Die demokratisch-autokratische Dyade von 1980 bis 1983

Die oben erwähnte Bedingung für den Wiedereintritt Griechenlands in die NATO wurde von den türkischen Putschisten fallen gelassen. Im Gegenzug stellten sie die kryptische Forderung an die griechische Regierung, kein griechisch-türkisches Thema von Verhandlungen auszuschließen (Calvocoressi 2000: 286). Es ist somit als Resultat der autokratischen Machtübernahme in der Türkei zu werten, dass Griechenland in das westliche Verteidigungsbündnis zurückkehren konnte.

Der Wahlsieg Papandreous war eine eindeutige Zäsur in der griechischen Außenpolitik. Er war – zumindest rhetorisch – auf Konfrontationskurs. Nach seinem Wahlkampf, in dem er für eine gemäßigte Außenpolitik geworben hatte, schloss der Populist bereits im April 1981 in einer Rede einen Krieg gegen die Türkei nicht aus. Die Anzeichen sprechen allerdings dafür, dass hinter seinen markigen Sprüchen keine realen Absichten und keine Vorbereitungen steckten.

Die anokratische Regierung der Türkei reagierte in jenen Jahren eher mit Zurückhaltung und Rückzug (Abbruch der NATO-Tagung, Nichtunterzeichnung der UNO-Seerechtskonvention). Ein Grund war vermutlich, dass Griechenland ab 1981 Mitglied der Europäischen Gemeinschaft (EG) war. Athen hatte jetzt „den Schlüssel zu den Toren der EG“ in der Hand und wusste „dieses Instrument zu nutzen“ (Steinbach 1996: 259).

7.8. Exkurs: Analyse der Eskalation des Zypernkonflikts - Autokratischer Putsch, demokratische Intervention und kein demokratischer Frieden



Grafik 8: Konflikteskalation Griechenland/Türkei

Der Zypernkonflikt eskalierte 1974. Beteiligt waren zunächst (dem verwendeten Index zufolge) eine autokratische und eine demokratische Regierung.

Der Putsch wurde von einer autokratischen Regierung durchgeführt, die sich vor einem Machtverlust fürchtete und sich durch eine militärische Aktion zu legitimieren versuchte.

Das militärische Eingreifen der demokratischen türkischen Regierung ereignete sich nur ein Jahr nach deren Transition, die durch die permanente Bedrohung eines erneuten Militärputsches noch längst nicht abgeschlossen war (vgl. Mansfield/Snyder 2005: 227).

Die Friedensverhandlungen, die schließlich in einer demokratischen Dyade stattfanden, scheiterten an der Instabilität der türkischen Koalitionsregierung und dem innenpolitischen Druck auf zwei sich demokratisierende Regierungen. Die Öffentlichkeiten beider Länder waren für eine aggressive Haltung in der Zypernfrage. Vor allem die nationalistische Stimmungsmache in der Presse heizte dies an. In beiden Ländern bestand die reale Gefahr eines erneuten Militärputsches. All diese Faktoren schmälernten die Handlungsmöglichkeiten und Konzessionsmöglichkeiten der beiden Regierungen.

Auf diese Zusammenhänge soll im Folgenden eingehender eingegangen werden, denn der Militärschlag der Türkei und das letztendliche Scheitern der Friedensgespräche werfen viele Fragen auf.

Wieso griff die demokratische Regierung der Türkei so schnell militärisch ein?

Wie konnte es zu einer zweiten Intervention kommen?

Im Zusammenhang dieser Studie ist von besonderem Interesse, warum in den (demokratischen) Jahren danach keine Lösung erzielt werden konnte.

Nach dem Putsch auf Zypern am 15. Juli 1974 landeten bereits am 20. Juli türkische Truppen im Norden Zyperns. Während Ecevit zunächst versucht hatte, eine diplomatische Lösung zu erzielen forderten Öffentlichkeit, Oppositionsparteien und Presse ein militärisches Eingreifen (vgl. Adamson 2001: 288). Der Aufruhr der Bevölkerung war auf beiden Seiten groß. Dies war wiederum auf „nationalistische Medienmanipulation“ zurückzuführen, die von den Nationalisten in der Regierungskoalition lanciert worden war (Mansfield/Snyder 2005: 226).

Warum gab Ecevit diesem Druck nach?

1974 wurde die Türkei von einer unsicheren „Koalition der Gegensätze“, bestehend aus dem „progressiven Sozialdemokratien“ Ecevit und dem „diametral gegensätzlichen“ radikalen nationalistisch-islamistischen Necmettin Erbakan regiert (Adamson 2001: 300, 298, 293). „Ecevit war zu dieser Zeit einer der am wenigsten

militaristischen Politiker (..) und hatte die griechisch-türkische Freundschaft bei verschiedenen Gelegenheiten betont“ (ebd.:298).

Direkt nach dem Putsch auf Zypern flog Ecevit nach London, um diplomatische Gespräche aufzunehmen, doch die Presse, die Oppositionsparteien und das Militär überschlugen sich in ihren Interventionsforderungen (vgl. ebd.: 288).

Nachdem die Gespräche in London zu keinem Ergebnis gekommen waren, stand Ecevit unter massivem Druck der Opposition. Er gab nach und am 20. Juli 1974, nur fünf Tage nach dem Putsch, landeten türkische Truppen im Norden der Insel. Ecevit stellte nun den Kriegsbeginn als „Test für die Stärke der türkischen Demokratie dar“ (ebd. 290):

„Viele behaupten, dass in Krisenzeiten nur ein diktatorisches Regime eine ganze Nation in nationalen Belangen einen kann. (..) Dass das Gegenteil der Fall ist beweisen die Tagesereignisse. (..) Der Sieg, den wir in Zypern erringen werden, wird kein Sieg für die türkische Nation allein sein, sondern auch ein Sieg der Demokratie über die Diktatur“ (zit. nach Adamson 2001: 291).¹⁴⁸

Es folgten erbitterte Kämpfe in den Tagen und Wochen danach.

Mit dem Zusammenbruch der Diktatur in Griechenland schien Ecevit an eine friedliche Lösung zu glauben:

„Ich bin überzeugt, dass dies eine neue Ära der Demokratie und der Freiheit in unserer Region einläutet. Wir können leicht die Erinnerungen an die Vergangenheit begraben“ (ebd.).

Wie bereits geschildert verlief der Übergang zur Demokratie im Falle Griechenlands schnell. Der Argumentation des Demokratischen Friedens zufolge müssten sich nun durch den griechischen Regimewechsel neue Möglichkeiten ergeben, den Konflikt friedlich zu lösen. Doch das Gegenteil war der Fall. Beide Länder - die Türkei mehr als Griechenland - standen unter extremen innenpolitischen Zwängen, die auch in der folgenden Zeit ihre Möglichkeiten bei den Friedensverhandlungen, die am 25. Juli in Genf begannen, schmälerten.¹⁴⁹ Obwohl dort sofort ein Waffenstillstand vereinbart wurde, zeigte sich bald, „dass das Aussetzen der Feindseligkeiten auf Zypern ein Signal für die Wiederaufnahme der politischen Rangeleien zwischen den verschiedenen Parteien war“ (Birand 1985: 50). Die Stellungnahmen Ecevits und

¹⁴⁸ Übersetzung und Kürzung durch die Verf.

¹⁴⁹ An den Gesprächen in Genf nahmen Großbritannien, Griechenland und die Türkei teil.

Erbakans unterschieden sich sehr, der Koalitionsregierung wurde vorgeworfen, „mit zwei Stimmen zu sprechen“ (Adamson 2001: 292). Erbakans „Nationale Heilspartei“¹⁵⁰ erklärte:

„Teilung ist der einzige Weg zu einer dauerhaften Lösung. Wir müssen jede andere Einigung ablehnen, die vordergründig Vorteile anbietet, aber hinterhältige Interpretationen birgt“ (Birand 1985: 50).

Die Adressaten von Ecevit's gemäßigten Reden waren Griechenland und die Weltöffentlichkeit. Erbakans hetzerische Aussagen richteten sich dagegen an die aufgebrachte türkische Öffentlichkeit. Es ging so weit, dass er von Präsident Fahri Korutürk zur Mäßigung seiner aggressiven Rhetorik angehalten wurde (ebd.). Die Frage bleibt, ob dieses Dilemma Folge der uneinigen Koalition oder politisches Kalkül war.

Auch bei den Verhandlungen in Genf wurde das Dilemma der türkischen Politik deutlich. Der Delegierte Coskun Kirca erklärte seinem britischen Kollegen:

„In der Türkei haben wir die Demokratie auf der einen und die öffentliche Meinung auf der anderen Seite. Nur ein Zehntel der ZyperntürkInnen leben in den von türkischen Truppen besetzten Gebieten, neun Zehntel können jederzeit von der griechischen Armee vernichtet werden. Wenn der türkische Außenminister nach Ankara zurückkehrt, ohne deren Sicherheit zu versichern, wird er kopfüber gehängt werden. Ich kann deshalb Günes¹⁵¹ nicht bitten, zu unterschreiben“ (zit. nach Birand 1985: 70).¹⁵²

Ein weiterer Faktor war der traditionell starke Einfluss des Militärs, der durch die Hochstimmung nach dem schnellen Sieg auf Zypern noch verstärkt wurde (vgl. Adamson 2001: 293). Das Militär war so Kriegstreiber und durch die andauernde Gefahr eines erneuten Putsches eine ernste Hürde für die Demokratie.

Auch die griechischen Vertreter wurden während der Verhandlungen in Genf von zwei Seiten unter Druck gesetzt: Demonstrationen und Teile der Presse forderten ein militärisches Vorgehen auf Zypern, die gerade an die Macht gekommenen DemokratInnen fürchteten eine Rückkehr der Junta oder einen erneuten Putsch des Militärs.

¹⁵⁰ Milli Selamet Partisi (MSP), Nationale Heilspartei

¹⁵¹ Außenminister Turan Günes (Anm. d. Verf.)

¹⁵² Übers. aus dem Engl. durch d. Verf.

Nach der ersten Runde der Verhandlungen in Genf wurde die Türkei zur Siegermacht erklärt. Ecevit und Günes wurden bei ihrer Rückkehr frenetisch gefeiert. Doch die Opposition war unzufrieden und forderte weiterhin eine Teilung der Insel. Einige Oppositionelle gingen so weit, die Besetzung des griechischen Festlands zu fordern (vgl. Birand 1985: 77 ff.).

Das türkische Militär vergrößerte seinen Einfluss auf der Insel. Für viele war es deshalb überraschend, dass sich Griechenland im August zu einer zweiten Runde der Genfer Friedensverhandlungen bereit erklärte. Die demokratische griechische Regierung war als Verlierer aus der ersten Runde hervor gegangen, was ihr von Opposition und ZyperngriechInnen vorgeworfen wurde. Dies und ein drohender Putsch der zyperntreuen Militärs setzten Karamanlis unter Druck. Das Überleben der jungen Demokratie musste für ihn oberste Priorität haben (vgl. ebd.).

Für beide Seiten kam jeder Kompromiss somit einer Kapitulation gegen den Erzfeind gleich. Ecevit und Erbakan blieben bei ihrer harten Linie, während die griechischen Vertreter schließlich zu Zugeständnissen bereit waren. Die Gespräche wurden am 13. August 1974 abgebrochen, der britische Außenminister James Callaghan gab den türkischen Vertretern die alleinige Schuld (Adamson 2001: 295).

Der vereinbarte Waffenstillstand wurde am 20. August gebrochen, die türkischen Truppen rückten vor und vergrößerten das von ihnen besetzte Gebiet.

Wie ist das Scheitern der Friedensbemühungen zu erklären?

Der Verlauf der Ereignisse von 1974 bestätigt die Mansfield-Snyder-These von der Kriegsneigung sich demokratisierender Regime: Der Nationalismus der neuen demokratischen Regierungen verhinderte eine friedliche Lösung.

Fiona Adamson führt in ihrer Studie der Ereignisse von 1974 alternative Erklärungen an: Die realistische Erklärung etwa würde lauten, dass der von Griechenland gesteuerte Putsch auf Zypern von der Türkei als Bedrohung der nationalen Sicherheit wahrgenommen wurde.

Dieses Argument ist plausibel für die erste Intervention. Es erklärt jedoch nicht den zweiten Vorstoß und die letztendliche Teilung der Insel, welche stattfand, als Griechenland längst demokratisch war und keine Bedrohung mehr für die Türkei, bzw. die ZyperntürkInnen darstellte.

Eine zweite - irredentistische - Erklärung führt die starken Bindungen zwischen jeweiligem Festland und ZyperngriechInnen, bzw. -türkInnen als Kriegsgrund an. Doch diese Erklärung wird durch das Desinteresse entkräftet, das vor allem von

türkischer Seite während der britischen Besetzung an Zypern gezeigt wurde. Wieso sollte diese Bindung plötzlich eine so große Rolle spielen, wenn sie in den Jahrzehnten zuvor nicht derart relevant war?

Die These von Jack Snyder und Edward Mansfield der Kriegsanfälligkeit von Staaten im Stadium der Demokratisierung scheint hier tatsächlich am besten zu greifen. Beide Staaten befanden sich in Stadien der Demokratisierung. Deshalb waren die Regierungsvertreter anfällig für radikalisierende Faktoren, die von Presse, Öffentlichkeit, Opposition und Militär ausgingen (vgl. Adamson 2001: 299 ff.). Mansfield und Snyder schreiben, der Zypernkrieg von 1974 illustriere viele der Kausalmechanismen ihrer Theorie. Diese beinhalten auf türkischer Seite: die Fragmentierung des politischen Spektrums, die Lücke zwischen Partizipation und Institutionen, die Autonomie der militärischen Veto-Gruppe, die Kriegstreiberei der Presse und der Missbrauch nationalistischer Standpunkte, um unterschiedliche Positionen zu eingen (Mansfield/Snyder 2005: 223).¹⁵³ Ihren Ausführungen zufolge hätte die Intervention nicht stattgefunden, hätte sich der Staat nicht in der unsicheren Phase nach der offiziellen Transition zur Demokratie befunden (ebd. 223).

In Griechenland war i.E. die Macht der Junta 1974 derart bedroht, dass sie versuchten, sich durch ihre aggressive *Enosis* Politik zu legitimieren (ebd.). Wahr ist, dass sich Griechenland 1974 in einer desaströsen wirtschaftlichen Lage befand. Der Aufschwung der Nachkriegsjahre war durch die ruinöse Politik der Obristen zunichte gemacht (hohe Auslandsverschuldung etc.).

Wie ist nun die türkische Intervention zu erklären?

Das Hauptargument der Demokratisierung und Krieg-These lautet, dass in Anfangsstadien von Demokratisierung noch keine starken Institutionen gebildet werden können, die ein Abdriften hin zu Populismus, Nationalismus und Kriegshetze verhindern könnten. Dieses Argument bezieht sich auf das gesamte politische System.

Mit diesen starken Institutionen meinen Mansfield und Snyder vor allem einen effektiven Staatsapparat, organisierte Parteien, faire Wahlen und eine professionelle

¹⁵³ Nationalismus und eine harte Linie in der Zypernfrage waren laut Mansfield und Snyder die einzigen Gemeinsamkeiten der türkischen Koalition aus Sozialdemokraten und Nationalisten. Beide Parteien wussten, dass es eine Übergabe der Macht an den jeweiligen Gegner, bzw. an das Militär bedeuten würde, das Thema zu diplomatisch zu behandeln (ebd., vgl. hierzu auch Adamson 2001, Birand 1985).

Presse (vgl. ebd.: 2). All dies war in der Türkei im Sommer 1974 mehr oder weniger gegeben. Einzig die Unabhängigkeit der Presse war ein wesentlicher Faktor. Die bellizistische Medienkampagne war Angaben zufolge von der Opposition lanciert worden.

Vielmehr greift die zweite These, die sich auf die politische Klasse bezieht. Sie besagt, dass bedrohte neue oder alte Eliten für die Aggressivität und Kriegsneigung von nicht konsolidierten Regimetypen verantwortlich sind (Mansfield/Snyder 1995: 19).

In der Türkei einte der Nationalismus die „Koalition der Gegensätze“, in Griechenland versuchte die Junta durch einen aggressiv-nationalistischen, kriminellen Putsch, das Volk von der schlechten wirtschaftlichen Lage abzulenken und von der Notwendigkeit einer starken, militärischen Führung zu überzeugen. In der Türkei war dieser „nationalistische Appell“ weitaus erfolgreicher und bescherte den politischen Entscheidungsträgern große Beliebtheit. Der griechischen Junta brachte ihr Vorgehen dagegen den Untergang. Doch auch die neue demokratische griechische Regierung musste nationalistischen Tendenzen in der Öffentlichkeit und der Bedrohung durch das Militär nachgeben. Eine Lösung des Problems wurde so unmöglich.

Erstaunlich ist, dass in beiden Fällen vor allem die Öffentlichkeit nationalistisch und kriegstreiberisch auftrat, während Mansfield und Snyder vor allem die alten oder neuen Eliten für einen „Rechtsruck“ verantwortlich machen. Sie schreiben aber, dass nicht nur Parteien, sondern auch andere elitäre Interessengruppen für Massenmobilisierung und Konkurrenz verantwortlich sein können (ebd.: 30). In beiden Ländern war das Militär ein dominierender Faktor im politischen System und hatte durch die realistische Gefahr erneuter Putsche erhebliche Druckmittel und Macht.

Die Bevölkerung sei dem Einsatz von Gewalt generell meist sehr abgeneigt (Mansfield/Snyder 1995: 7). Wie ist nun die kriegsrische Öffentlichkeit zu erklären? Mansfield und Snyder zufolge sind WählerInnen in sich demokratisierenden Staaten nicht etwa kriegsrischer als jene in konsolidierten Demokratien. Doch sie

„werden eher nationalistisch. Dies geschieht nicht etwa durch die unsicheren Grenzen neuer Staaten oder bereits bestehende Nationalismen, sondern durch die Umwälzungen in der institutionellen und informationellen Umgebung, in

der die Präferenzen sich demokratisierender Staaten gebildet und vereint werden“ (Mansfield/Snyder 2005: 33).

Die Frage bleibt, wie sich Nationalismen der Eliten, der Presse und der Bevölkerung einander bedingen. Mansfield und Snyder argumentieren hier damit, dass sich demokratische Meinungsbildungsprozesse noch nicht etabliert haben: „Obwohl die Öffentlichkeit in sich demokratisierenden Staaten – wie auch in Demokratien, nicht aber in Autokratien – Außenpolitik intensiv debattiert, ist die öffentliche Rhetorik zwar energiegeladen, aber von geringer Qualität (ebd. 32).“ Dies hieße für den vorliegenden Fall, dass Partizipation der BürgerInnen und Meinungsbildung durch die unabhängige Presse noch nicht demokratisiert, bzw. institutionalisiert waren.

7.9. Ergebnisse der Analyse der griechisch-türkischen Beziehungen

Es folgt ein Versuch der Beantwortung der zu Anfang gestellten Fragen:

- I. Sind klare Unterschiede in den außenpolitischen Tendenzen und der Konflikteskalation abhängig vom jeweiligen Regimetyyp/der jeweiligen Regimetypkombination festzustellen?

Der Konflikt eskalierte, als Griechenland in der gegebenen Zeitspanne unter Herrschaft des autokratischsten Regimes stand. Die Eskalation ist hier eindeutig auf das Verhalten der Junta zurückzuführen.

Was die außenpolitischen Tendenzen anbelangt, kann kein direkter Zusammenhang zwischen Regimetyyp und außenpolitischer Tendenz festgestellt werden.

Die Phasen gemischter Regimetypen¹⁵⁴ müssten sich der Logik des Demokratischen Friedens zufolge deutlich von der demokratischen Phase¹⁵⁵ unterscheiden. Zweite müsste deutlich friedlicher sein. Dies ist nicht der Fall.

Die erste anokratisch-demokratische Phase (1949 – 1952) verlief sehr positiv. Grund war vor allem das Primat der Westorientierung beider Länder.

Die erste Konfrontation ereignete sich in einer anokratischen Phase (1952 – 1960). Während sich die türkische Regierung zunächst zurückhielt, gab es in der Bevölkerung starke prozyperntürkische Tendenzen. Im zyprischen Bürgerkrieg Mitte der Fünfziger Jahre kämpften türkische Truppen auf zyperntürkischer Seite.

¹⁵⁴ 1949-1952, 1960-1967, 1967-1970, 1972-1974, 1979-1983

¹⁵⁵ 1974-1979

In der zweiten anokratisch-demokratischen Phase (1960 – 1967) kam es zu einer eindeutigen Verschlechterung. Im zyprischen Bürgerkrieg von 1963/1964 kämpften griechische und türkische Truppen auf verschiedenen Seiten. Die Verhandlungen zwischen Griechenland und der Türkei brachen jedoch nicht ab.

Mit der griechischen Autokratisierung verschlechterten sich die Beziehungen in der autokratisch-demokratischen Phase deutlich. 1967 drohte ein Krieg, die Junta lenkte ein. Ein wichtiger Faktor war hier sicherlich die militärische Überlegenheit der Türkei.

In der autokratisch-demokratischen Phase (1967 – 1970) gab es zunächst Zugeständnisse seitens der griechischen Junta. Es kam zu einer Annäherung: Beide Regierungen positionierten sich gegen die zyprische Regierung. Die Feindseligkeiten untereinander waren somit kurzfristig unterbrochen. Doch die demokratische türkische Regierung ergriff nun eindeutig Partei für die zyperntürkische Bevölkerung.

In der autokratisch-anokratischen Periode von 1970 bis 1972 beruhigte sich die Lage etwas. In der autokratisch-demokratischen Phase von 1972 bis 1974 kam es zur Verschlechterung der Beziehungen und schließlich zum Krieg. Direkter ausgelöst wurde die Eskalation durch den Sturz der zyprischen Regierung durch die griechische Junta. Das militärische Eingreifen der Türkei ist als Ergebnis der innenpolitischen Situation zu deuten (siehe Kapitel 7.8.).

Auch das Scheitern der Friedensverhandlungen in der ersten demokratischen Phase von 1974 bis 1979 war ein Effekt des Nationalismus der instabilen türkischen Regierung(en).

Von 1979 bis 1983 wurde Griechenland weiterhin demokratisch, die Türkei anokratisch regiert. Es kam jedoch erst ab 1981 mit dem Wahlsieg von Andreas Papandreu zu einer Verschlechterung des Verhältnisses. Wie bereits geschildert, verhinderte seine populistisch-nationalistische Rhetorik eine Annäherung der Standpunkte in den Streitfragen Ägäis und Zypern.

II. Verhalten sich Demokratien untereinander friedlicher als gegenüber anderen Regimetypen (dyadische Annahme)?

In diesem Fall konnte in der demokratischen Phase eine weitere Eskalation und Ausweitung zwar vermieden werden (was nicht unbedingt auf die Demokratie zurückzuführen ist). In der einzigen demokratischen Dyade im gegebenen Zeitraum konnte keine dauerhafte friedliche Lösung erzielt werden.

Dagegen kam es auch in gemischten Phasen zu Annäherungen, Zugeständnissen und Friedensbemühungen. Diese gingen nicht nur von der jeweils demokratischen Regierung aus.

Es folgt eine kurze Übersicht über die Ergebnisse der Tendenzen in den kombinierten Phasen. Es ist wichtig, darauf hinzuweisen, dass es sich hier nicht um Kausalverbindungen von Regimetyp und Außenpolitik, sondern lediglich um einen Überblick handelt:

- 1) 1949-1952: anoc/dem: sehr positive Phase
- 2) 1952-1960: anoc/anoc: Verschlechterung
- 3) 1960-1967: anoc/dem: weitere Verschlechterung, Verhandlungen
- 4) 1967-1970: aut/dem: Zugeständnisse (aut), Parteinahme für
ZyperntürkInnen (dem)
- 5) 1970-1972: aut/anoc: Beruhigung
- 6) 1972-1974: aut/dem: Eskalation (aut), militärische Intervention (dem)
- 7) 1974-1979: dem/dem: gescheiterte Friedensverhandlungen
- 8) 1980-1983: dem/anoc: aggressive Rhetorik (dem), Zurückhaltung (anoc)

8. Vergleich

8.1. Vergleich der kombinierten Phasen

Die Beziehungen beider Länderpaare gelten als Paradebeispiele für die Validität der Theorie des Demokratischen Friedens.

Besonders Argentinien und Chile scheinen die Theorie durch die friedliche Lösung aller Dispute nach 1991 beispielhaft zu belegen (vgl. Elman 1997: 2).

Auch der Zypernkonflikt gilt als Modell: Russett führt den Ausbruch des Konflikts als Beweis seiner Theorie an. Er erklärt, die Zypernkrise von 1974 sei das Resultat der „*diktatorischsten* Regierungen, die beide Länder je erlebt hatten“¹⁵⁶ (Russett 1993: 20, vgl. Kapitel 7.5. der vorliegenden Arbeit). Doch die Türkei war zu diesem Zeitpunkt bereits demokratisch – zumindest dem von Russett verwendeten Index zufolge.

Hier greift die These von Mansfield/Snyder, die besagt, dass nicht konsolidierte Demokratien besonders anfällig für Nationalismen sind und sich deshalb kriegerischer verhalten.

Doch nicht nur der Zypernkonflikt zeigt, dass die Zusammenhänge zwischen Demokratie und Frieden nicht so eindeutig ist, wie häufig von AnhängerInnen des Demokratischen Friedens propagiert.

Die häufig in der Literatur zur dyadischen Variante des Demokratischen Friedens vorkommende Annahme, dass gemischte oder nicht-demokratische Länderpaare konfliktreichere Beziehungen haben, hat sich hier nicht bestätigt.

So gab es in allen vier Fällen nicht nur in demokratischen Perioden Friedensbemühungen und Diplomatie. Dagegen kam es auch in demokratischen Phasen zu Anspannungen und Konfrontationen.

Bemerkenswert ist, dass von demokratischen Präsidenten sehr gezielt Friedensinitiativen unternommen wurden:

Allende bemühte sich um die Lösung mithilfe eines Schiedsgerichts und er akzeptierte den argentinischen Wunsch nach einer internationalen Zusammensetzung des Gerichts. Allende gehörte dem Index zufolge einem anokratischen Regime an, was durchaus fragwürdig ist (siehe zu dieser Problematik Kapitel 6.3. und 9.). Alfonsín ließ in einem Plebiszit das argentinische Volk über den Beagle-Konflikt

¹⁵⁶ Hervorhebung durch die Verf.

entscheiden und schloss 1984 den Friedens- und Freundschaftsvertrag mit einer autoritären, chilenischen Regierung.

Karamanlis machte sofort nach seiner Amtsübernahme klar, dass Krieg für ihn keine Option darstellte und blieb auch bei den Friedensverhandlungen trotz einer aufgebrachten griechischen Öffentlichkeit und einem zweiten türkischen Vorstoß kompromissbereit.

Unter Meném und Aylwin, bzw. Frei wurden restlos alle Grenzstreitigkeiten zwischen Argentinien und Chile gelöst, die wirtschaftlichen Verflechtungen verdichteten sich durch Abkommen wie das ACE 16.

Doch auch Autokraten wie Pinochet oder die griechische Junta zeigten sich kompromissbereit und um Frieden bemüht.

Pinochet war durchwegs um eine Lösung des Konflikts bemüht. Er organisierte mehrere Treffen und wandte sich 1978 sogar in einem persönlichen Brief mit der Bitte um eine friedliche Lösung an seinen ideologischen Komplizen und territorialen Widersacher Videla.

Kurz nach ihrer Amtsübernahme überraschte die griechische Junta mit Konzessionen an die Türkei. In Bezug auf Zypern kam es zu Übereinstimmungen zwischen der griechischen Autokratie und der türkischen Demokratie: Beide wollten die Macht der zyprischen Regierung schwächen und unterminieren.

In der Studie wurden noch weitere Faktoren sichtbar, die belegen, dass in den vorliegenden Konflikten kein eindeutiger Zusammenhang zwischen Demokratie und Frieden vorliegt.

Im argentinisch-chilenischen Fall fand die Lösung des Hauptproblems Beagle-Konflikt bereits in einer demokratisch-autokratischen Periode statt (siehe oben; vgl. dazu auch Bartolomé 2005: 78).

In den Streitigkeiten zwischen Griechenland und der Türkei konnte in der einzigen demokratischen Phase beider Länder im gegebenen Zeitraum (1949 bis 1983) keine Lösung erzielt werden. Dies ist auf der Instabilität der Regierungen, jedoch vor allem auf die türkischen, zurückzuführen.

Auch hier trifft die These von Mansfield/Snyder eindeutig zu: Die Fragilität der jungen Demokratien begünstigte Nationalismen und Kriegstreiberei. Diese Feststellung muss m.E. nicht als Kritik an der Theorie des Demokratischen Friedens verstanden werden, sondern vielmehr als weitere Bedingung bzw. Erweiterung und

Spezifizierung der Theorie. Mansfield und Snyder lenken hier den Fokus auf die Bedeutung der Konsolidiertheit für friedliche Außenbeziehungen.

Die Frage ist nun, warum in den beiden Fällen das, als empirisch belegt geltende, Theorem der Friedlichkeit in interdemokratischen Beziehungen nicht unbedingt zutrifft.

In der demokratischen Periode zwischen Argentinien und Chile (1990 bis 2000) wurden alle Grenzstreitigkeiten gelöst. Doch der dringlichste Konflikt, der Streit um den Beagle-Kanal, wurde bereits in der gemischten Dyade vor 1990 durch den Abschluss des Friedens- und Freundschaftsvertrag befriedet.

In der demokratischen Periode Griechenlands und der Türkei (1974 bis 1979) scheiterten die Friedensverhandlungen und die demokratische Türkei unternahm sogar noch einen zweiten Vorstoß auf Zypern.

Demzufolge hat sich Russetts zweite Annahme von der friedlicheren interdemokratischen Außenpolitik nicht bewahrheitet.

Der Vergleich der Phasen zeigte keinen klaren Zusammenhang.

Warum bemühten sich Auto- und Anokraten um Frieden? Warum scheiterten interdemokratische Friedensverhandlungen wie zwischen Griechenland und der Türkei im Jahre 1974? Warum konnte die Militärregierungen von Argentinien und Chile in den Jahren 1978 und 1979 trotz der offenen Kriegshetze der Führung und des geheimen Bellizismus in den Rängen der argentinischen Junta, zwar keine Lösung erzielen, einen Krieg aber letztendlich verhindern? Die lateinamerikanische Tradition der legalistischen Lösung zwischenstaatlicher Konflikte spielt hier mit Sicherheit eine entscheidende Rolle.

Ein Vergleich der Eskalationen der Konflikte und der Ereignisse kann uns helfen, die Frage zu beantworten, unter welchen Umständen der Demokratische Frieden zutrifft – und wann eben nicht.

8.2. Vergleich der Konflikteskalation und –lösungsbemühungen

Bei der Fokussierung der Konflikteskalation sind die Zusammenhänge eindeutiger. In beiden Ländern eskalierte der Konflikt in einer Phase, in der mindestens ein Staat nicht demokratisch regiert wurde.

In drei der vier Länder herrschte gar das jeweils repressivste Regime in der gegebenen Zeitspanne.

Zwischen Argentinien und Griechenland lässt sich eine Parallele feststellen: In beiden Ländern befürchteten die Militärregime Machtverlust, agierten aggressiver und nationalistischer und ließen den Konflikt eskalieren.

Die argentinische Junta verhielt sich dabei eher passiv aggressiv durch ihre Nichtigkeitserklärung des Schiedsgerichtsurteils. Die griechischen Militärs ließen den Konflikt aktiv durch ihren Putsch der zyprischen Regierung eskalieren.

Auch innerhalb des argentinischen Militärs gab es Angriffspläne gegen Chile, die letztendlich an Zufällen scheiterten. Durch diese Pläne wird deutlich, wie nah die beiden Länder an einem Krieg vorbeischlitterten.

Solch eigenmächtiges und hochgefährliches Agieren von Teilen des Militärs wäre in einer konsolidierten Demokratie nicht möglich gewesen. Die von der Theorie des Demokratischen Friedens viel beschworenen institutionellen und strukturellen Zwänge hätten dies verhindern können.

Doch geheime Operationen sind kein alleiniges Problem von Autokratien. Wie in Kapitel 2.7. und 2.8. dargelegt, sind so genannte verdeckte Maßnahmen (*covert actions*) ein sehr ernstzunehmender Schwachpunkt des Demokratischen Friedens. Denn diese können von den institutionellen und strukturellen Beschränkungen der Demokratie (*democratic constraints*) nicht erfasst und verhindert werden (vgl. Gärtner 2005: 29).

Es ist kaum abzuschätzen, ob Pläne wie jene der argentinischen Militärs auch in einem demokratischen Regime möglich gewesen wären. Die Vergangenheit zeigt, dass demokratische Staaten sehr wohl zu verdeckten, gewalttätigen Aktionen in der Lage sind. Russett bezieht sich auf CIA-Aktionen und sieht diese Eingriffe als Schwachstelle seiner Theorie (vgl. Russett 1993: 120 ff.).

Seiner Argumentation zufolge stellen sie aber keinen Gegensatz zum Demokratischen Frieden dar, gerade weil sie geheim sind und nicht von den institutionellen Zwängen der Demokratie verhindert werden können.

Diese Argumentation ist unbefriedigend, da sie verschweigt, dass durch die Existenz dieser verdeckten Aktionen eine gewalttätige, ungezügelte (durch institutionelle Zwänge nicht zu erfassende) Seite der Demokratie zum Vorschein kommt.

Im Falle Argentiniens im Jahre 1978 wurde ein Kriegsplan durch einen meteorologischen Zufall und das Zuvorkommen der argentinisch-chilenischen

Einigung verhindert. Es bleibt die Frage, wie ein demokratisches System auf die Pläne des traditionell mächtigen Militärs reagiert hätte.

Eine weitere Parallele stellte sich heraus: In beiden Konflikten spielten einzelne radikale Kriegstreiber eine wichtige Rolle.

So verhinderte in der Türkei die aggressive Politik des Nationalisten Necmettin Erbakan eine friedliche Lösung des Konflikts.

In Argentinien intrigierten die Generäle Menéndez, Mason und Vaquero und versuchten, die diplomatischere Politik Videlas zu untergraben.

In der Türkei beugte sich Ecevit dem Druck der Hardliner, in Argentinien gelang es den Oberbefehlshabern nicht, die Kriegspläne ihrer Untergebenen zu verhindern.

Besonders interessant ist hier das Versagen der türkischen Demokraten, einen Krieg zu verhindern. So waren die Besetzung Zyperns, das Scheitern der Friedensverhandlungen und das zweite Vorrücken im August 1974 Ergebnis der nationalistischen Politik der instabilen Koalition. Dies zeigt die Unfriedlichkeit des nicht konsolidierten Regimes und ist ein Beleg für die These von Mansfield und Snyder (siehe Theorie in Kapitel 2.6. und Anwendung auf den Zypernkonflikt in Kapitel 7.8.).

Es stellt sich letzten Endes die Frage, warum in beiden Fällen der Konflikt nicht weiter eskalierte. Im Falle Griechenland spielten sicherlich die Teilung Zyperns, die Involvierung der UNO und die griechische militärische Unterlegenheit eine wichtige Rolle. Generell ist militärisches Ungleichgewicht ein häufiger Grund für Demokratien, Krieg zu vermeiden (vgl. Elman 1997: 25).

Auch Mansfield und Snyder nennen „realpolitischen Opportunismus“ als „stärkste alternative Erklärung“ für ihre Theorien über das Verhalten von sich in Transition befindenden Staaten (vgl. Mansfield/ Snyder 2005: 226).

Im Falle Argentiniens und Chiles waren die Verhandlungen zwar besonders mühsam und von vielen Rückschlägen gekennzeichnet, doch sie brachen zu keiner Zeit ab. Letztendlich einigten sich Autokraten auf den Einsatz eines Vermittlers (dessen Urteil von der argentinischen Junta jedoch wieder abgelehnt und erst unter einer demokratischen argentinischen Regierung implementiert wurde). Dies ist auf die in Kapitel 5 beschriebene legalistische Tradition der südamerikanischen Außenpolitik zurückzuführen. Auch die ideologischen Übereinstimmungen zwischen Pinochet und

dem Videla-Regime können eine Rolle gespielt haben. Dies könnte Anlass zu der Vermutung sein, nicht Demokratie, sondern übereinstimmende Regimetypen seien die Quelle friedlicher Beziehungen.

9. Resümee

In der vorliegenden Studie konnte kein eindeutiger Zusammenhang zwischen Demokratie und friedlicherer Außenpolitik - im Vergleich zu anokratischer oder autokratischer Außenpolitik – festgestellt werden.

Doch beide Konflikte eskalierten zu einem Zeitpunkt, als mindestens eines der Regime nicht demokratisch war. Keiner der beteiligten Staaten war eine konsolidierte Demokratie im qualitativen Sinn.

In beiden Fällen führte letzten Endes ein von der autokratischen Regierung begonnener Krieg zum Sturz des Regimes (Zypern 1974, Falkland/Malwinen 1982).

Diese Beobachtungen lassen zwei Schlussfolgerungen zu:

Erstens verhielten sich die autokratischen Regime tatsächlich willkürlicher und kriegsneigender. Zweitens behalten Mansfield und Snyder mit ihrer These von der Kriegsneigung sich demokratisierender Regime Recht.

Welchen Stellenwert haben nun die Fallbeispiele für die aktuelle Theoriediskussion?

Eine Fallstudie wie die vorliegende läßt die speziellen Eigenheiten der untersuchten Variablen hervortreten. Dies gibt Hinweise, unter welchen Umständen sich die Theorie bewahrheitet und unter welchen Gegebenheiten sie nicht zutrifft.

Einige der eingangs bereits erwähnten Kritikpunkte und Schwächen der Theorie des Demokratischen Friedens haben sich auch hier gezeigt. Sie lassen sich zu drei Punkten zusammenfassen.

a.) Kausalität

In Studien zum Demokratischen Frieden stellt „Demokratie“ (bzw. Regimetyp) die unabhängige Variable und „Krieg“ (bzw. die Außenpolitik) die abhängige Variable dar:

Regimetyp → Außenpolitik

Der Demokratische Frieden ist durch dieses Primat der inneren Verfasstheit und der Innenpolitik als Bestimmungsfaktor für das Verhalten von Staaten Teil einer liberalen Theorie der Internationalen Beziehungen.

Im Realismus gilt dagegen die internationale Dynamik als Quelle für das Verhalten und Entscheidungen von Staaten:

Internationales System → Außenpolitik

Außenpolitisches Verhalten von Staaten speist sich aber aus einer Vielzahl an Faktoren und Zufällen. Auch Entscheidungen über Krieg und Frieden sind Ergebnis

dieser (siehe Kapitel 3.5.). Wir können – wie in dieser Arbeit geschehen – Tendenzen feststellen. Eindeutige kausale Verbindungen herzustellen erweist sich aber als sehr schwierig. Hier sind besonders Querschnittsstudien geeignet. Die vorliegenden Analysen zur jeweiligen Konflikteskalation stellen solche Querschnittsstudien dar.

b.) Definitionen

Es gibt keine allgemeingültigen Definitionen von Schlüsselbegriffen des Demokratischen Friedens, wie Demokratie oder Krieg. BefürworterInnen und GegnerInnen der Theorie werfen sich gegenseitig vor, Definitionen zu verwenden oder selbst zu erstellen, welche die empirische Aussagekraft ihrer normativen Hypothesen belegen.

Es ist aber im Rahmen kleinerer Arbeiten nicht möglich, eigene Klassifikationen und Typologien zu erstellen. Viele Studien berufen sich deshalb auf existierende Einteilungen, wie den vorliegenden, auf dem Polity-Datensatz basierenden und von Russett und Maoz entwickelten Index.

Bei der Beschäftigung mit dem Regimewandel in den vier Ländern erwies sich dieser stellenweise als sehr fragwürdig. So werden verschiedenste Regime als anokratisch bezeichnet:

- die demokratisch gewählte Regierung unter Salvador Allende (Chile 1970 –1973),
- die als „zivile Junta“¹⁵⁷ bezeichnete türkische Regierung unter Menderes ab 1955,
- sowie die aus dem „Memorandumsputsch“ von 1971 hervorgegangene türkische Militärregierung.

Die Gleichsetzung verschiedenster Herrschaftsformen erweist sich als problematisch. Denn falsche Zuordnungen verfälschen die Erforschung des Demokratischen Friedens. Eine Möglichkeit wäre hier, eine Diversifizierung der Demokratiedefinition und die Erforschung des Zusammenhangs einzelner Faktoren mit außenpolitischen Tendenzen.

¹⁵⁷ (Akgönül 2004: 128)

c.) Dichotomien/ Trichotomien

In der Forschung zum Demokratischen Frieden wird die Dichotomie Autokratie/ Demokratie verwendet. Bruce Russett geht von einer trichotomen Einteilung aus, die auch sich in Transition befindliche Regime unter dem Oberbegriff Anokratie inkludiert.

Solche Klassifikationen sind problematisch da durch ungenaue Zuordnungen wichtige Informationen eliminiert werden. Außerdem ignorieren sie die erheblichen Unterschiede, die innerhalb einer Typenklasse bestehen können (vgl. Lauth 2004: 12).

Eine Alternative wäre eine graduelle Messung was wiederum DF-Studien erheblich erschweren würde. Ihre Konzeption müsste komplett verändert werden.

Doch hilfreich sind bereits zusätzliche Definitionen wie jene des „semi-autoritären Regimes“ oder der „partiellen Demokratie“ (Ottaway 2003, Goldsmith 2008). Sie erlauben eine exaktere Erforschung des Demokratischen Friedens, da wir durch sie verstehen lernen, welche Regimevariablen ihn verhindern oder fördern.

Die Relevanz traditioneller Kritikpunkte an der DF-These zeigte sich auch in der vorliegenden Studie:

Der realistische Standpunkt lautet, dass strategische Überlegungen in der Außenpolitik entscheidender sind als ideologische Präferenzen und Übereinstimmungen. Dies zeigte sich teilweise in den vorliegenden Fällen. So gab es über tiefe ideologische Gräben hinweg diplomatische Bemühungen zwischen Allende und Levingston, bzw. Lanusse, Pinochet und Alfonsín, bzw. Meném. Die griechische Junta und die türkische demokratische Regierung wurden vorübergehend von gleichen Interessen in der Zypernfrage geeint.

Ein weiterer, vorwiegend von realistischer Seite formulierter Einwand lautet, dass die Friedlichkeit demokratischer Dyaden nicht zwingend auf deren demokratische Verfasstheit zurückzuführen ist. So war die Konsolidierung des argentinisch-chilenischen Friedens auch Resultat des Primats der Wirtschaftspolitik beider Länder in den neunziger Jahren (Escudé 1997, Barrios 1999, Cisneros 2000, Bodemer 2002, Flandes 2003).

Bewahrheitet hat sich die Theorie von Mansfield und Snyder, die ich nicht als Falsifikation sondern als Erweiterung der Theorie des Demokratischen Friedens verstehe. Noch nicht konsolidierte Demokratien (Türkei 1974) und um ihre Macht

bangende Autokratien (Griechenland 1974, Argentinien 1978) waren verantwortlich für die Eskalation der lange schwelenden Konflikte.

Trotz aller Schwächen bleibt das empirische Gesetz von der Abwesenheit des interdemokratischen Krieges unbestritten. Die demokratischen „Erzwingungskriege“¹⁵⁸ und Geheimdienstaktionen der USA müssen als Sonderfall gesehen werden und weiter untersucht werden.

Um komplexe Phänomene wie Krieg zu erforschen müssen wir auf Variablen, Typologien und empirische Kausalitäten zurückgreifen. Eine Theorie wie jene des Demokratischen Friedens ist ein wichtiger Anhaltspunkt im Chaos der Internationalen Beziehungen.

10. Ausblick

Die politikwissenschaftliche Theorie des Demokratischen Friedens hat sich bereits von dem universalen Postulat des Demokratischen Friedens hin zu der vorsichtigeren Behauptung eines Interdemokratischen Friedens hin verschoben.

Den nächsten Schritt stellt nun durch die Aufspaltung der bi- oder trinären Typologie Demokratie/ Autokratie (/Anokratie) dar. Denn das Schema scheint nicht ausreichend zu sein, um die kausale Beziehung zwischen Regimetyp und Außenpolitik zu erforschen. Die meisten Regime haben demokratische und undemokratische Elemente.

Einen ersten Schritt gehen Mansfield und Snyder mit ihrer Theorie über die Konfliktneigung von Übergangsregierungen und sich demokratisierender Regime im Speziellen. Weitere Studien über den Zusammenhang von Demokratisierung und Kriegsneigung und die Außenpolitik sich demokratisierender Staaten sind nötig.

Wie diese Studie gezeigt hat, verhielten sich die um ihre Macht bangenden Eliten unüberlegt, nationalistisch und kriegstreiberisch. Mansfield und Snyder halten insbesondere demokratisierende Staaten für kriegsanfällig - für kriegsanfälliger gar als autokratische Regime. Die Regime von Griechenland 1974 und Argentinien 1978

¹⁵⁸ (Brock 2006: 223).

befanden sich jedoch nicht in Stadien der Demokratisierung. Vielmehr muss hier hinzugefügt werden, dass auch von Machtverlust bedrohte Autokratien besondere Kriegsneigung zeigen.

Die neue Frage der DF-Forschung lautet: Welche Faktoren sind es, die konsolidierte Demokratien im Umgang miteinander friedlicher machen? Wann agieren Demokratien gewalttätig?

Um Krieg und Frieden verstehen zu lernen, müssen wir versuchen möglichst viele Faktoren zu berücksichtigen. Wir brauchen tiefer gehende qualitative Studien. Wir können unsere Aufmerksamkeit dazu auf die Rolle von Institutionen und Normen richten, auf das Verhältnis zwischen Elite und Masse, zwischen ziviler Öffentlichkeit und Militär.

Demokratie ist kein sicherer Weg zum Frieden. Doch die Abwesenheit von Krieg zwischen bereits konsolidierten Demokratien zeigen eine Möglichkeit auf, aus den sich selbst reproduzierenden Sicherheitsdilemmata der Internationalen Politik auszubrechen.

Literaturverzeichnis

I. Bibliographie

Acuña, Carlos H. (1994): Politics and Economics in the Argentina of the Nineties (Or, Why the Future No Longer Is What It Used to Be). In: Smith, William C./ Acuña, Carlos H./ Gamarra, Eduardo (eds.) (1994): Democracy, Markets, and Structural Reform in Latin America: Argentina, Bolivia, Brazil, Chile and Mexico. Transaction Publishers. New Brunswick

Ahmad, Feroz (2005): Geschichte der Türkei. Magnus Verlag. Essen

Akgönül, Samim (2004): Les Grecs de Turquie. L'Harmattan. Louvain-La-Neuve

Arquilla, John/ **Moyano** Rasmussen, María (2001): Origins of the South Atlantic War. Journal of Latin American Studies. Volume 33. Number 4. p. 739-776

Babst, Dean V. (1964): Elective Governments: A Force for Peace. Wisconsin Sociologist. Volume 3, Number 1, p. 9-14

Barrios, Harald (1991): Regimety und Außenpolitik. Die Fälle Argentinien, Brasilien und Chile im Vergleich. In: Nohlen, Dieter/ Fernández, Mario/ van Klamperen, Alberto (1991) (Hrsg.): Demokratie und Außenpolitik in Lateinamerika. Leske + Budrich. Opladen

Barrios, Harald (1999): Die Außenpolitik junger Demokratien in Südamerika: Argentinien, Brasilien, Chile und Uruguay. Leske + Budrich. Opladen

Barrios, Harald (2004): Chile im internationalen System. In: Imbusch, Peter/ Messner, Dirk/ Nolte, Detlef (2004): Chile heute. Politik Wirtschaft Kultur. Vervuert Verlag. Frankfurt am Main

Bartolomé, Mariano César (2005): El verdadero impacto de la Paz Democrática en la seguridad hemisférica. Agenda Internacional. Número 4. Marzo/Abril/Mayo 2005. p. 66 - 81

Barton, Jonathan R. (1997): A political geography of Latin America. Routledge. London

Berg-Schlosser, Dirk (2004): Democratization. The state of the art. VS Verlag. Wiesbaden

Berg-Schlosser, Dirk/ **Müller-Rommel**, Ferdinand (Hrsg.) (2006): Vergleichende Politikwissenschaft. Ein einführendes Studienhandbuch. 4., überarb. und erw. Auflage. VS Verlag. Wiesbaden

Billing, Peter (1993): Der Falkland-Malwinen-Konflikt: Ursachen-Hintergründe-Lösungsperspektiven. London. World of Books

- Birand**, Mehmet Ali (1985): 30 hot days. K. Rustem and Brother. London
- Black**, Jan Knippers (1990): The Passing of Pax Americana. In: Morris, Michael A. (1990): Great Power Relations in Argentina, Chile and Antarctica. Macmillan. Hampshire
- Bodemer**, Klaus/ **Pagni**, Andrea/ **Waldmann**, Peter (Hg.) (2002): Argentinien heute. Politik. Wirtschaft. Kultur. Vervuert. Frankfurt am Main
- Bodemer**, Klaus (2002): Argentinische Außenpolitik: Die schwierige internationale Positionierung einer Macht zweiter Ordnung. In: Bodemer, Klaus/ Pagni, Andrea/ Waldmann, Peter (Hg.) (2002): Argentinien heute. Politik. Wirtschaft. Kultur. Vervuert. Frankfurt am Main
- Brock**, Lothar (2006): Kriege der Demokratien. Eine Variante des Demokratischen Friedens. In: Geis, Anna (Hrsg.) (2006): Den Krieg überdenken: Kriegsbegriffe und Kriegstheorien in der Kontroverse. Nomos. Baden-Baden
- Brown**, Michael Edward/ Lynn-Jones, Sean M./Miller, Steven E. (1996): Debating the Democratic Peace. MIT Press. Cambridge, Massachusetts
- Calvert**, Peter (1990): British relations with the Southern Cone states. In: Morris, Michael A. (1990): Great Power Relations in Argentina, Chile and Antarctica. Macmillan. Hampshire
- Calvocoressi**, Peter (2001): World Politics. 1945-2000. Pearson. Harlow
- Clogg**, Richard (1997): Geschichte Griechenlands im 19. und 20. Jahrhundert. Ein Abriß. Romiosini. Köln
- Child**, Jack (1984): Inter-State Conflict in Latin America. In: Lincoln, Jennie/ Ferris, Elizabeth (1984): The Dynamics of Latin American Foreign Policies. Challenges for the 1980s. Westview. Boulder
- Child**, Jack (1985): Geopolitics and Conflict in South America. Quarrels among neighbors. Praeger. New York
- Collier**, Simon/ Sater, William F. (1996): A history of Chile, 1808 – 1994. Cambridge University Press, Cambridge
- Coufoudakis**, Van (1987): Greek Foreign Policy, 1945 – 1985: Seeking Independence in an Interdependent World – Problems and Prospects. In: Featherstone, Kevin/ Koutsoudas, Dimitrios K. (1987): Political Change in Greece. Before and After the Colonels. Croom Helm. London
- Couloumbis**, Theodore/ **Petropoulos**, John/ **Psomiades**, Harry (1976): Foreign Interference in Greek Politics. Pella. New York

Czempiel, Ernst-Otto (1992): Governance and Democratization. In Rosenau, James N./ Czempiel, Ernst-Otto (eds.): Governance without Government. Order and Change in World Politics. Cambridge University Press. New York

Dahl, Robert A. (1971): Polyarchy. Participation and Opposition. Yale University Press. New Haven

De Hoyos, Ruben (1990): Argentina and the Soviet Union. In: Morris, Michael A. (1990): Great Power Relations in Argentina, Chile and Antarctica. Macmillan. Hampshire

Diamond, Larry/ **Morlino**, Leonardo (eds.) (2005): Assessing the Quality of Democracy. The Johns Hopkins University Press. Baltimore

Diamandouros, Nikiforos P. (1986): Regime Change and the Prospects for Democracy in Greece. 1974 – 1983. In: O'Donnell, Guillermo/Schmitter, Philippe C./ Whitehead, Laurence (1986): Transitions from Authoritarian Rule. Southern Europe. The Johns Hopkins University Press. Baltimore

Drake, Paul W./**Jaksic**, Iván (1995): The struggle for democracy in Chile. Revised Edition. University of Nebraska. Lincoln

Drekonja, Gerhard/ **Tokatlian**, Juan Gabriel (1983): Teoria practica de la politica exterior de Latinoamérica. FESCOL. Bogotá

Drekonja-Kornat, Gerhard (1994): Vom Wert Lateinamerikas. In: Hein, Wolfgang (1994): Umbruch in der Weltgesellschaft. Auf dem Wege zu einer "Neuen Weltordnung"? Schriften des Deutschen Übersee-Instituts. Nummer 27. Hamburg

Ehn, Ulrike (1999): Die Auseinandersetzung um die Falklandinseln zwischen Argentinien und Großbritannien. Diplomarbeit. Universität Wien

Elman, Miriam F. (ed.) (1997): Paths to Peace. Is Democracy the Answer? CSIA Studies in International Security. The MIT Press. Cambridge, Massachusetts

Escudé, Carlos (1997): Foreign Policy Theory in Meném's Argentina. University Press of Florida. Gainesville

Fernandois, Joaquín (1990): Chile and the Great Powers. In: Morris, Michael A. (1990): Great Power Relations in Argentina, Chile and Antarctica. Macmillan. Hampshire

Feyzioglu, Turhan (1984): Chypre. Mythes et Réalités. Documents sur le Problème de Chypre. Deuxième édition. L'Institut de Politique Etrangère. Ankara

Fukuyama, Francis (1992): The end of history and the last man. Penguin Books. London

Galtung, Johan (2004): Transcend and Transform. An introduction to conflict work. Pluto Press. London

Gallant, Thomas W. (2001): Modern Greece. Arnold Publishers. London

Garretón, Manuel Antonio (1994): The Political Dimension of Processes of Transformation in Chile. In: Smith, William C./ Acuña, Carlos H./ Gamarra, Eduardo (eds.) (1994): Democracy, Markets, and Structural Reform in Latin America: Argentina, Bolivia, Brazil, Chile and Mexico. Transaction Publishers. New Brunswick

Garretón, Manuel Antonio (2003): Incomplete Democracy. Political democratization in Chile and Latin America. The University of North Carolina Press. Chapel Hill

Gärtner, Heinz (2005): Internationale Sicherheit. Definitionen von A-Z. oip. Wiener Schriften zur Internationalen Politik. Band 9. Nomos. Baden-Baden

Geis, Anna (Hrsg.) (2006): Den Krieg überdenken: Kriegsbegriffe und Kriegstheorien in der Kontroverse. Nomos. Baden-Baden

Geis, Anna/ **Wagner**, Wolfgang (2006): Vom "demokratischen Frieden" zur demokratiezentrierten Friedens- und Gewaltforschung. In: Politische Vierteljahresschrift. 47. Jahrgang. Juni 2006. Heft 2. Seite 276 - 289

Geis, Anna/**Müller**, Harald/ **Wagner**, Wolfgang (Hg.) (2007): Schattenseiten des Demokratischen Friedens. Zur Kritik einer Theorie liberaler Außen- und Sicherheitspolitik. Campus Verlag. Frankfurt

George, Alexander L./ **Bennett**, Andrew (2005): Case Studies and Theory Development in the Social Sciences. BCSIA Studies in International Security. MIT Press. Cambridge

Gordon, Dennis (1984): Argentina's Foreign Policy in the Post-Malvinas Era. In: Lincoln, Jennie/ Ferris, Elizabeth (1984): The Dynamics of Latin American Foreign Policies. Challenges for the 1980s. Westview. Boulder

Grothusen, Klaus-Detlev (1980): Außenpolitik. In: Grothusen, Klaus-Detlev (Hg./ in Verb. mit dem Südosteuropa-Arbeitskreis der Deutschen Forschungsgemeinschaft) (1980): Südosteuropa-Handbuch. Band III. Griechenland. Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen

Grothusen, Klaus-Detlev (1985): Außenpolitik. In: Grothusen, Klaus-Detlev (Hg./ in Verb. mit dem Südosteuropa-Arbeitskreis der Deutschen Forschungsgemeinschaft) (1985): Südosteuropa-Handbuch. Band IV. Türkei. Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen

Günay, Cengiz (2005): From Islamists To Muslim Democrats. The trajectory of Islamism in Egypt and Turkey before the background of historical, political and economic developments. Dissertation. Universität Wien

Gürbey, Gülistan (2005): Außenpolitik in defekten Demokratien. Gesellschaftliche Anforderungen und Entscheidungsprozesse in der Türkei 1983 – 1993. Campus Verlag. Frankfurt

Gurr, Ted Robert/ **Jagers**, Keith/ **Moore**, Will (1989): Polity II Handbook. University of Colorado. Boulder

Haffa, Annegret (1987): Beagle-Konflikt und Falkland(Malwinen)-Krieg. Zur Außenpolitik der argentinischen Militärregierung. 1976 – 1983. Weltforum Verlag. München

Herodot (2004 [5. Jh. v. Chr.]): Historien. Herausgegeben und übersetzt von Josef Feix. Patmos. Düsseldorf

Holsti, Kalevi J. (1991): Peace and war: armed conflicts and international order 1648-1989. Cambridge University Press. Cambridge

Holsti, Kalevi J. (1996): The State, War, and the State of War. Cambridge University Press. Cambridge

Howard, Douglas A. (2001): The history of Turkey. The Greenwood Histories of the Modern Nations (Thackeray, Frank W./Findling, John E.; Series Eds.) Greenwood Press. Westport, Connecticut.

Huntington, Samuel P. (1997): The Clash of Civilizations and the Remaking of World Order. Touchstone. New York

Imbusch, Peter/**Messner**, Dirk /**Nolte**, Detlef (Hrsg.) (2004): Chile heute. Politik. Wirtschaft. Kultur. Vervuert Verlag. Frankfurt am Main

Imbusch, Peter/Zoll, Ralf (Hrsg.) (2006): Friedens- und Konfliktforschung. Eine Einführung. 4., überarb. Auflage. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden

Jahn, Detlef (2006): Einführung in die vergleichende Politikwissenschaft. VS. Wiesbaden

Kant, Immanuel (1795): Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf. Die bürgerliche Verfassung in jedem Staat soll republikanisch sein. (Ausgewählt und interpretiert von Volker Pesch). In: Peter Massing/Gotthard Breit (Hrsg.) (2003): Demokratie-Theorien. Von der Antike bis zur Gegenwart. bpb. Schriftenreihe Band 424. Bonn

Kant, Immanuel (1984 [1795]): Zum ewigen Frieden. Reclam. Stuttgart

Karádi, Matthias Z./ **Lutz**, Dieter S (1998): Außen- und Sicherheitspolitik. In: Grothusen, Klaus-Detlev (Hg./ in Verb. mit dem Südosteuropa-Arbeitskreis der Deutschen Forschungsgemeinschaft) (1998): Südosteuropa-Handbuch. Band VIII. Zypern. Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen

Kasaba, Resat (ed.) (2008): The Cambridge History of Turkey. Volume 4. Turkey in the Modern World. Cambridge University Press. Cambridge

Kohler, Beate (1981): Politischer Umbruch in Südeuropa. Portugal, Griechenland, Spanien auf dem Weg zur Demokratie. Europäische Schriften des Instituts für Europäische Politik, Band 57. EuropaUnion Verlag. Bonn

Koliopoulos, John S./ Veremis, Thanos M. (2007): Greece. The Modern Sequel. From 1821 to the Present. Second edition. Hurst & Company. London

Kreiser, Klaus/ Neumann, Christoph K. (2003): Kleine Geschichte der Türkei. Reclam. Stuttgart

Lagaris, Theodoros (2000): Innerer Feind, Nation und Demokratie. Zum Legitimationsprozeß in Griechenland nach dem Bürgerkrieg. Nomos. Baden-Baden

Lauth, Hans-Joachim (2004): Demokratie und Demokratiemessung. Eine konzeptuelle Grundlegung für den interkulturellen Vergleich. VS Verlag. Wiesbaden

Layne, Christopher (1994): Kant or Cant? The Myth of the Democratic Peace. International Security. Volume 19. Number 2. Autumn 1994. p. 5 - 49

Levy, Jack S. (1989): Domestic Politics and War. In: Rotberg, Robert I./Rabb, Theodore K. (eds.) (1989): The Origin and Prevention of Major Wars. Cambridge University Press. Cambridge, UK

Lewis, Daniel K. (2001): The history of Argentina. The Greenwood Histories of the Modern Nations (Thackeray, Frank W./Findling, John E.; Series Eds.) Greenwood Press. Westport, Connecticut.

Lincoln, Jennie/ **Ferris**, Elizabeth (1984): The Dynamics of Latin American Foreign Policies. Challenges for the 1980s. Westview. Boulder

Linz, Juan/ **Stepan**, Alfred (1996): Problems of democratic transition and consolidation. The Johns Hopkins University Press. Baltimore

Mansfield, Edward D./ **Snyder**, Jack (1995): Democratization and the Danger of War. In: International Security. Vol. 20. No. 1 (Summer 1995). page 5-38

Mansfield, Edward D./ **Snyder**, Jack (2005): Electing to Fight. Why Emerging Democracies Go To War. BCSIA Studies in International Security. MIT Press. Cambridge, Massachusetts

Markides, Kyriacos C. (1977): The Rise and Fall of the Cyprus Republik. Yale University Press. New Haven

Massing, Peter/ **Breit**, Gotthard (Hrsg.) (2003): Demokratie-Theorien. Von der Antike bis zur Gegenwart. bpb. Schriftenreihe Bd. 424. Bonn

Matthews, John C. III. (1997): Turkish and Hungarian Foreign Policy During the Interwar Period: Domestic Institutions and the Democratic Peace. In: Elman, Miriam F. (ed.) (1997): Paths to Peace. Is Democracy the Answer? CSIA Studies in International Security. The MIT Press. Cambridge, Massachusetts

Meinardus, Ronald (1985): Die Türkei-Politik Griechenlands. Der Zypern-, Ägäis- und Minderheitenkonflikt aus der Sicht Athens. 1967 – 1982. Peter Lang. Frankfurt am Main

Migdal, Joel S. (2001): State in Society. Studying how states and societies transform and constitute one another. Cambridge University Press. New York

Morandé, José (2003): Chile. The Invisible Hand and Contemporary Foreign Policy. In: Mora, Frank/ Hey, Jeanne (2003): Latin American and Caribbean Foreign Policy. Rowman & Littlefield. Lanham

Morris, Michael A. (1990a): Great Power Relations in Argentina, Chile and Antarctica. Macmillan. Hampshire (Preface)

Morris, Michael A. (1990b): Great Power Military Relations. In: Morris, Michael A. (1990): Great Power Relations in Argentina, Chile and Antarctica. Macmillan. Hampshire

Mullins, Martin (2006): In The Shadow of the Generals. Foreign Policy Making in Argentina, Brazil and Chile. Ashgate. Hampshire

Muñoz, Herald (1984): Las relaciones exteriores del gobierno militar chileno. In: Puig, Juan Carlos (1984) (ed.): América Latina: Políticas exteriores comparadas. Tomo 2. GEL. Buenos Aires

Nohlen, Dieter/ **Fernández**, Mario/ **van Klamperen**, Alberto (1991) (Hrsg.): Demokratie und Außenpolitik in Lateinamerika. Leske + Budrich. Opladen

Nohlen, Dieter/ **Schultze**, Rainer-Olaf (2004): Lexikon der Politikwissenschaft. Theorien, Methoden, Begriffe. (In zwei Bänden). Aktualisierte und erweiterte Auflage. C. H. Beck. München

O'Donnell, Guillermo/**Schmitter**, Philippe C. (1986): Transitions from Authoritarian Rule. Tentative Conclusions about Uncertain Democracies. The Johns Hopkins University Press. Baltimore

O'Donnell, Guillermo/**Schmitter**, Philippe C./ Whitehead, Laurence (1986): Transitions from Authoritarian Rule. Latin America. The Johns Hopkins University Press. Baltimore

O'Donnell, Guillermo/**Schmitter**, Philippe C./ Whitehead, Laurence (1986): Transitions from Authoritarian Rule. Southern Europe. The Johns Hopkins University Press. Baltimore

Ottaway, Marina (2003): *Democracy Challenged: The Rise of Semi-Authoritarianism*. Carnegie Endowment for International Peace. Washington D.C.

Pautsch, Ilse (Hg; et al.) (2007): *Akten zur Auswärtigen Politik der Bundesrepublik Deutschland 1976. 1.Juli bis 31.Dezember*. Herausgegeben im Auftrag des Auswärtigen Amtes vom Institut für Zeitgeschichte. Oldenbourg Wissenschaftsverlag. München

Parish, Randall R. (2006): *Democrats, dictators, and cooperation. The transformation of Argentine-Chilean relations*. In: *Latin American Politics and Society*. Volume 48. Issue 1. Spring 2006. p. 143 - 174

Pittmann, Howard (1984): *Chilean Foreign Policy: The Pragmatic Pursuit of Geopolitical Goals*. In: *Lincoln, Jennie/ Ferris, Elizabeth (1984): The Dynamics of Latin American Foreign Policies. Challenges for the 1980s*. Westview. Boulder

Prittwitz, Volker von (2007): *Vergleichende Politikanalyse*. Lucius & Lucius. Stuttgart

Puig, Juan Carlos (1983): *Argentina*. In: *Drekonja, Gerhard/ Tokatlian, Juan Gabriel (1983): Teoria practica de la política exterior de Latinoamérica*. FESCOL. Bogotá

Puig, Juan Carlos (1984): *La política exterior argentina: Incongruencia epidérmica y coherencia estructural*. In: *Puig, Juan Carlos (1984) (ed.): América Latina: Políticas exteriores comparadas*. Tomo 1. GEL. Buenos Aires

Rauch, Carsten (2005): *Die Theorie des Demokratischen Friedens. Grenzen und Perspektiven*. campus. Frankfurt am Main

Ray, James Lee (1995): *Democracy and International Conflict. An Evaluation of the Democratic Peace Proposition*. University of South Carolina Press. Columbia

Rector, John L. (2003): *The history of Chile. The Greenwood Histories of the Modern Nations* (Thackeray, Frank W./Findling, John E.; Series Eds.)

Rehrmann, Norbert (2005): *Lateinamerikanische Geschichte. Kultur, Politik, Wirtschaft im Überblick*. Rowohlt. Reinbek

Remmer, Karen L. (1991): *Military Rule in Latin America*. Westview Press. Boulder

Richter, Heinz A. (1984): *Greece and Cyprus since 1920. Nea Hellas*. Heidelberg

Rinke, Stefan (2007): *Kleine Geschichte Chiles*. C.H. Beck. München

Röhrich, Wilfried (2001): *Die politischen Systeme der Welt*. C.H. Beck. München

Romero, Luis Alberto (2002): *A History of Argentina in the Twentieth Century*. The Pennsylvania State University Press. University Park

Russell, Roberto (1990): El proceso de toma de decisiones en la política exterior argentina. In: Russell, Roberto (1990) (ed.): Política exterior y toma de decisiones en América Latina. Grupo Editor. Buenos Aires

Russell, Roberto (1991): Demokratie und Außenpolitik: Der Fall Argentinien. In: Nohlen, Dieter/ Fernández, Mario/ van Klamperen, Alberto (1991) (Hrsg.): Demokratie und Außenpolitik in Lateinamerika. Leske + Budrich. Opladen

Russett, Bruce (1990): Controlling the Sword. The Democratic Governance of National Security. Harvard University Press. Cambridge, Massachusetts

Russett, Bruce (1993): Grasping the Democratic Peace. Principles for a post-cold war world. Princeton University Press, Princeton

Russett, Bruce (2005): Bushwhacking the Democratic Peace. In: International Studies Perspective. Volume 6. Issue 4. p. 395 - 408

Sánchez, Walter (1983): Chile. In: Drekonja, Gerhard/ Tokatlian, Juan Gabriel (1983): Teoria practica de la politica exterior de Latinoamérica. FESCOL. Bogotá

Sahin, Hasan/ **Özsur**, Onur (2008): Arms race between Greece and Turkey. A Markov switching approach. Defence and Peace Economics. Volume 19. Issue 3.

Sbolopoulos, Konstantinos (2001): I elliniki exoteriki politiki. 1945 – 1981. Hestia. Athen

Scheina, Robert L. (2003): Latin America's Wars. The Age of the Professional Soldier, 1900 – 2001. Brassey's. Washington, D.C.

Schlichte, Klaus (2005): Der Staat in der Weltgesellschaft. Politische Herrschaft in Asien, Afrika und Lateinamerika. campus. Frankfurt am Main

Schumpeter, Joseph A. (1972 [1950]): Kapitalismus, Sozialismus, Demokratie. 3. Auflage, A. Francke. München

Skidmore, Thomas E./ Smith, Peter H. (2001): Modern Latin America. Fifth Edition. Oxford University Press. New York

Sloan, John/ **Tedin**, Kent (1987): The Consequences of Regime Type for Public-Policy Outputs. In: Comparative Political Studies. Volume 20. Issue 1. April 1987. p. 98 - 124

Small, Melvin/ **Singer**, David (1976): The War-Proneness of Democratic Regimes. Jerusalem Journal of International Relations. Volume 1. Number 1. p. 50 - 69

Smith, William C./ **Acuña**, Carlos H./ **Gamarra**, Eduardo A. (1994): Democracy, Markets and Structural Reform in Latin America. Argentina, Bolivia, Brazil, Chile, and Mexico. North-South Center, University of Miami

Spengler, Birgit (1995): Systemwandel in Griechenland und Spanien. Ein Vergleich. Peter Lang – Europäischer Verlag der Wissenschaften. Frankfurt am Main

Steinbach, Udo (1996). Die Türkei im 20. Jahrhundert. Schwieriger Partner Europas. Gustav Lübbe Verlag. Bergisch Gladbach

Sunar, Ilkay/ **Sayari**, Sabri (1986): Democracy in Turkey: Problems and Prospects. In: O'Donnell, Guillermo/Schmitter, Philippe C./ Whitehead, Laurence (1986): Transitions from Authoritarian Rule. Southern Europe. The Johns Hopkins University Press. Baltimore

Taylor, Marcus (2006): From Pinochet to the 'Third Way'. Neoliberalism and Social Transformation in Chile. Pluto Press. London

Tedesco, Laura (1999): Democracy in Argentina. Hope and Disillusion. Routledge. London

Thibaut, Bernhard (1996): Präsidentialismus und Demokratie in Lateinamerika. Argentinien, Brasilien, Chile und Uruguay im historischen Vergleich. Leske + Budrich Opladen

Tilly, Charles (2007): Democracy. Cambridge University Press. New York

Tzermias, Pavlos (1991): Geschichte der Republik Zypern. Francke. Tübingen

Tzermias, Pavlos (1993): Neugriechische Geschichte. Eine Einführung. Francke. Tübingen

Vorländer, Hans (2003): Demokratie. Geschichte, Formen, Theorien. C.H.Beck. München

Vacs, Aldo (2003): Argentina. Between Confrontation and Alignment. In: Mora, Frank/ Hey, Jeanne (2003): Latin American and Caribbean Foreign Policy. Rowman & Littlefield. Lanham

Valinakis, Giannis (1989): Eisagogi stin elliniki exoteriki politiki. 1949 – 1988. Paratiritis. Thessaloniki

Veremis, Thanos M./ Dragoumis, Mark (1995): Historical dictionary of Greece. European Historical Dictionaries, No. 5. The Scarecrow Press. London

Vamık D./ Itzkowitz, Norman (1994): Turks and Greeks. Neighbours in Conflict. The Eothen Press. Huntingdon

Wagner, Andrea (1992). Der argentinisch-chilenische Konflikt um den Beagle-Kanal. Schriften zum Staats- und Völkerrecht, Herausgegeben von Prof.Dr. Dieter Blumenwitz, Band 47. Peter Lang. Frankfurt am Main

Wilhelmy, Manfred (1990): Las decisiones de política exterior en Chile. In: Russell, Roberto (1990) (ed.): Política exterior y toma de decisiones en América Latina. Grupo Editor. Buenos Aires

Wilhelmy, Manfred (1991): Demokratie und Außenpolitik in Chile. In: Nohlen, Dieter/ Fernández, Mario/ van Klamperen, Alberto (1991) (Hrsg.): Demokratie und Außenpolitik in Lateinamerika. Leske + Budrich. Opladen

Xydis, Stephen (1967): The Truman Doctrine in Perspective. Balkan Studies. Volume 8. No. 2. Thessaloniki

Zimmermann, Ekkart (2006): Vergleichende Krisen- und Konfliktforschung. IN: Berg-Schlosser, Dirk/Müller-Rommel, Ferdinand (Hrsg.) (2006): Vergleichende Politikwissenschaft. Ein einführendes Studienhandbuch. 4., überarb. und erw. Auflage. VS Verlag. Wiesbaden

II. Quellen im Internet

(alle zuletzt aufgerufen am 18.12.2008)

Amato, Alberto/ **Pavon**, Hector (1998): El belicismo de los dictadores. Tageszeitung Clarín. Ausgabe vom 20.12.1998.
<http://www.clarin.com/suplementos/zona/1998/12/20/i-00401e.htm>

Birle, Peter (2006): Von Rivalen zu strategischen Partnern? Selbst- und Fremdbilder in den bilateralen Beziehungen zwischen Argentinien und Brasilien. aufgerufen von http://www.iai.spk-berlin.de/fileadmin/dokumentenbibliothek/Forschung/Dateien_Birle/Von_Rivalen_zu_strategischen_Partnern.pdf

Bravo, Eduardo (2003): “Hoy no pienso en matar a nadie”. El Centro. edición online. Ausgabe vom 15.12.2003.
http://www.diarioelcentro.cl/articulos_sc.php?fecha=15-12-2003&semana=49-2003

Bloom, Anton A. (2004a): 38 Zypern I. http://www.sozialwiss.uni-hamburg.de/publish/Ipw/Akuf/kriege/038_zypern.htm

Bloom, Anton A. (2004b): 73 Zypern II. http://www.sozialwiss.uni-hamburg.de/publish/Ipw/Akuf/kriege/073_zypern.htm

Bloom, Anton A. (2007): 116 Zypern/ Türkei. http://www.sozialwiss.uni-hamburg.de/publish/Ipw/Akuf/kriege/116_zypern.htm

Brückner, Markus/ **Ciccone**, Antonio (2007): Growth, Democracy, and Civil War. aufgerufen von http://papers.ssrn.com/sol3/papers.cfm?abstract_id=1028221

Bush, George W. (2005): State of the Union Speech 2005. Part 4. War On Terror. <http://www.cnn.com/2005/ALLPOLITICS/02/02/sotu.transcript.5/index.html>

Chojnacki, Sven (2003): Demokratien und Krieg: Das Konfliktverhalten demokratischer Staaten, 1946-2001. Berlin 2003 (= WZB discussion papers P 2003-304). <http://skylla.wzb.eu/pdf/2003/p03-304.pdf>

Cisneros, Andrés (et al.) (2000): Historia General de las Relaciones Exteriores de la República Argentina. Las relaciones con Chile.
<http://www.cema.edu.ar/ceieg/arg-rree/14/14-057.htm>

Flemes, Daniel (2003): Entsteht im südlichen Lateinamerika eine Sicherheitsgemeinschaft? Ausgangslage, Stand und Perspektiven sicherheitspolitischer Kooperation. Institut für Iberoamerika-Kunde. Hamburg.
<http://www.giga-hamburg.de/dl/download.hp?d=/content/ilas/archiv/arbeitspapiere/arbeitspapiere11.pdf>

Georgiadou, Vassiliki (2007): Der Übergang Griechenlands von der Diktatur zur Demokratie. Oberflächliche Vergangenheitsaufarbeitung und Modernisierungswiderstände.
<http://fes.or.kr/Publications/pub/KDF2007-Griechenland-ger.pdf>

Cisneros, Andrés (et al.) (2000): Historia General de las Relaciones Exteriores de la República Argentina. Las relaciones con Chile.
<http://www.cema.edu.ar/ceieg/arg-rree/14/14-057.htm>

Gurr, Ted Robert (et al.) (1997): Polity II: Political Structures and Regime Change. 1800-1986. limited revised edition. aufgerufen von
<http://ibs.colorado.edu/ksg/polity/P2cdebk.ps>

Krauthammer, Charles (2004): Democratic Realism. An American Foreign Policy for a Unipolar World. Speech at the American Enterprise Institute for Public Policy Research, February 12, 2004.
http://www.aei.org/docLIB/20040227_book755text.pdf

McLeary, Paul (2004): The long and lethal reach of Gen. Pinochet. San Francisco Chronicle. 14.03.2004
<http://www.sfgate.com/cgi-bin/article.cgi?file=/chronicle/archive/2004/03/14/RVGVQ5DN7N1.DTL>

Schmid, Thomas (2002): Zypern. Ewiger Krisenherd. Die Zeit online Nr. 30/2002, S. 9, http://zeus.zeit.de/text/archiv/2002/30/200230_zypern.beistueck.xml

Smith, Helena (2002): Spyros Kyprianou. After succeeding his hero, Archbishop Makarios, as president of Cyprus, he led economic recovery but twice passed up the chance of peace. The Guardian, March 14, 2002.
<http://www.guardian.co.uk/news/2002/mar/14/guardianobituaries.cypsus>

Stivachtis, Yannis A. (2000): Living with Dilemmas: Greek-Turkish Relations at the Rise of the 21st Century. In: "Jahrbuch für internationale Sicherheitspolitik 2000".
http://www.bundesheer.at/pdf_pool/publikationen/03_jb00_25.pdf

Touraine, Alain (2000): Democracy in the light of dictatorship.
http://www.unesco.org/courier/2000_07/uk/edito.htm

Urbina, Rafael (1982): Chile teme que Argentina puede repetir una acción de fuerza en el canal de Beagle. El País. 11.04.1982.
http://www.elpais.com/articulo/internacional/CHILE/ISLAS_MALVINAS/CANAL_DE_BEAGLE/LATINOAMERICA/ARGENTINA/REINO_UNIDO/GUERRA_DE_LAS_MALVINAS_/1982/Chile/teme/Argentina/pueda/repetir/accion/fuerza/canal/Beagle/elpepiint/19820411elpepiint_5/Tes

Wehr, Ingrid (2002): Koalitionen im postautoritären Chile. In: Lateinamerika Analysen, IIK Hamburg,
<http://www1.uni-hamburg.de/IIK/publikat/analysen/an3themenschwerpunkt.pdf>

III. Quellen im Internet ohne Autorenangabe

(zuletzt aufgerufen am 18.12.2008)

Abschlussbericht der chilenischen Kommission für Wahrheit und Versöhnung
(*Comisión de la verdad y reconciliación*)
<http://www.cverdad.org.pe/>

Abschlussbericht der chilenischen Valech-Kommission (Nationale Kommission für politische Festnahmen und Folter, *Comisión Nacional sobre Prisión Política y Tortura*)
<http://www.comisiontortura.cl/>

AKUF (Arbeitsgemeinschaft für Kriegsursachenforschung); Krieg in Argentinien 1968-1977:
http://www.sozialwiss.uni-hamburg.de/publish/Ipw/Akuf/kriege/104_argentinien.htm

AKUF (Arbeitsgemeinschaft für Kriegsursachenforschung); Kriegsdefinition
<http://www.sozialwiss.uni-hamburg.de/publish/Ipw/Akuf/aktuell.htm>

“*Answering to History*” (Bericht über die Gerichtsverhandlung gegen Giorgos Papadopoulos)
Time Magazine, 01.09.1975
<http://www.time.com/time/magazine/article/0,9171,947162,00.html>

Correlates of War Project.
<http://www.correlatesofwar.org/>

Handelsabkommen zwischen Argentinien und Chile vom 02.08.1991 (*Acuerdo de Complementación Económica Argentina y Chile, Número 16/ “ACE 16”*).
http://www.sice.oas.org/Trade/argchi/indice_s.asp

“*Hice todo lo posible para que la Argentina perdiera*”. Artikel der argentinischen Tageszeitung Rio Negro (Agence France Press, AFP); Rio Negro online. 01.09.2005
<http://www.rionegro.com.ar/arch200509/01/n01n08.php>

Interamerikanischer Vertrag über gegenseitigen Beistand (Tratado Interamericano de Asistencia Recíproca, TIAR)
<http://www.oas.org/juridico/spanish/tratados/b-29.html>

Polity IV Länderberichte

Argentinien: <http://www.systemicpeace.org/polity/arg2.htm>

Chile: <http://www.systemicpeace.org/polity/chl2.htm>

Erläuterungen zu den Polity Länderberichten (*Explanatory Notes*):
<http://www.systemicpeace.org/polity/keynew.htm>